



40

SEPTEMBER 1959

WERKMITTEILUNGEN

STAHL- UND RÜHRENWERK REISHOLTZ GMBH DÜSSELDORF REISHOLTZ



Herbst

Schon ins Land der Pyramiden
floh die Störche übers Meer;
Schwalbenflug ist längst geschieden,
auch die Lerche singt nicht mehr.

Seufzend in geheimer Klage
streift der Wind das letzte Grün;
und die süßen Sommertage,
ach, sie sind dahin, dahin!

(Aus einem Gedicht von Theodor Storm)

Sofie Irene Kleine 78 Land zwischen Naab
und Donau

- * 83 Das nächste Mal,
wenn ich verreise
- * 84 Durch Automatenflaschen
wird Durst erst schön
- * 84 Eine glänzende Sache
- * 88 Der Stahlstreik in den USA
- * 88 Was ist ein Arbeitsunfall?
- * 89 Jupp und Döres

Ursula Landgraf 90 Dortmund ist eine Reise wert

- * 92 Mucki ist tot
- * 93 Wohin mit den Büchern?
- * 94 Die lieben Gröschelchen
- * 96 Aus unserer Werkbücherei
- * 100 Der Spesenkreuzer

Sofie Irene Kleine:

Es ist nicht zu leugnen, der Sommer neigt sich seinem Ende zu. Da überkommt die meisten Menschen eine leise Wehmut. Andere wiederum beginnen aufzuleben, weil das Thermometer nicht mehr so unverschämt hochklettert — und weil sie den Urlaub noch vor sich haben. Auch im September und Oktober oder im Winter kann man eine herrliche erholsame Zeit erleben. Und erholsam müssen sie sein, die allzuwenigen Tage, da jeder aus dem Geschirr des Alltags entlassen wird. Jeder braucht ein Ausspannen bitter nötig. Die Maschine wird regelmäßig und sorgfältig gepflegt und geschmiert. Der Mensch muß Körper, Geist und Seele auch überholen. Er ist kostbarer als die kostbarste Maschine. Mit Ferien auf dem Balkon ist es nicht getan. Der viel zitierte Tapetenwechsel muß es sein, wegen der Luftveränderung, der neuen Eindrücke, der anderen Menschen. Das zusammen gibt Kraft. Für ein neues Arbeitsjahr aber braucht es viel Kraft. Darum, wer noch nicht verreist war, der tue es noch. Vielleicht im September oder Oktober, vielleicht im Winter — und vielleicht in einen stillen Winkel des Bayerischen Waldes. Dort sind die Leute bescheiden und verwechseln den Urlauber nicht mit einem reisenden Millionär. In den WERKMITEILUNGEN Nr. 37/59 haben wir in dem Artikel „Reise, Reise — Reise“ vom unbekannten Bayerischen Wald geträumt. Hier ist eine Mitarbeiterin, die das stille Land zwischen Naab und Donau in manchem Sommer erwandert hat. Wollen Sie es nicht auch kennenlernen? Was zaudern Sie? Im Oktober ist wirklich die günstigste Zeit.

Wenn man von Bayern spricht, meint man schlechthin Alpenglitzer, reizende Wildbäche, schuhplattende Burschen mit Gamsbart auf dem Hut und Krachledernen, dralle Mädchen mit geschnürten Miedern und mit Glocken behängte Almenkühe.

Wer aber denkt an das weniger gepriesene, kaum erschlossene, stille Gebiet zwischen Naab und Donau, das auch ein Teil Bayerns ist und dem beschaulichen Naturfreund eine Fülle stillverträumter, echter Schönheit bietet? Es ist die Landschaft des romantischen Dichters Adalbert Stifter, der, wie kein anderer Meister der Sprache, dieses Grenzland in seinem Buch „Hochwald“ zeichnet.

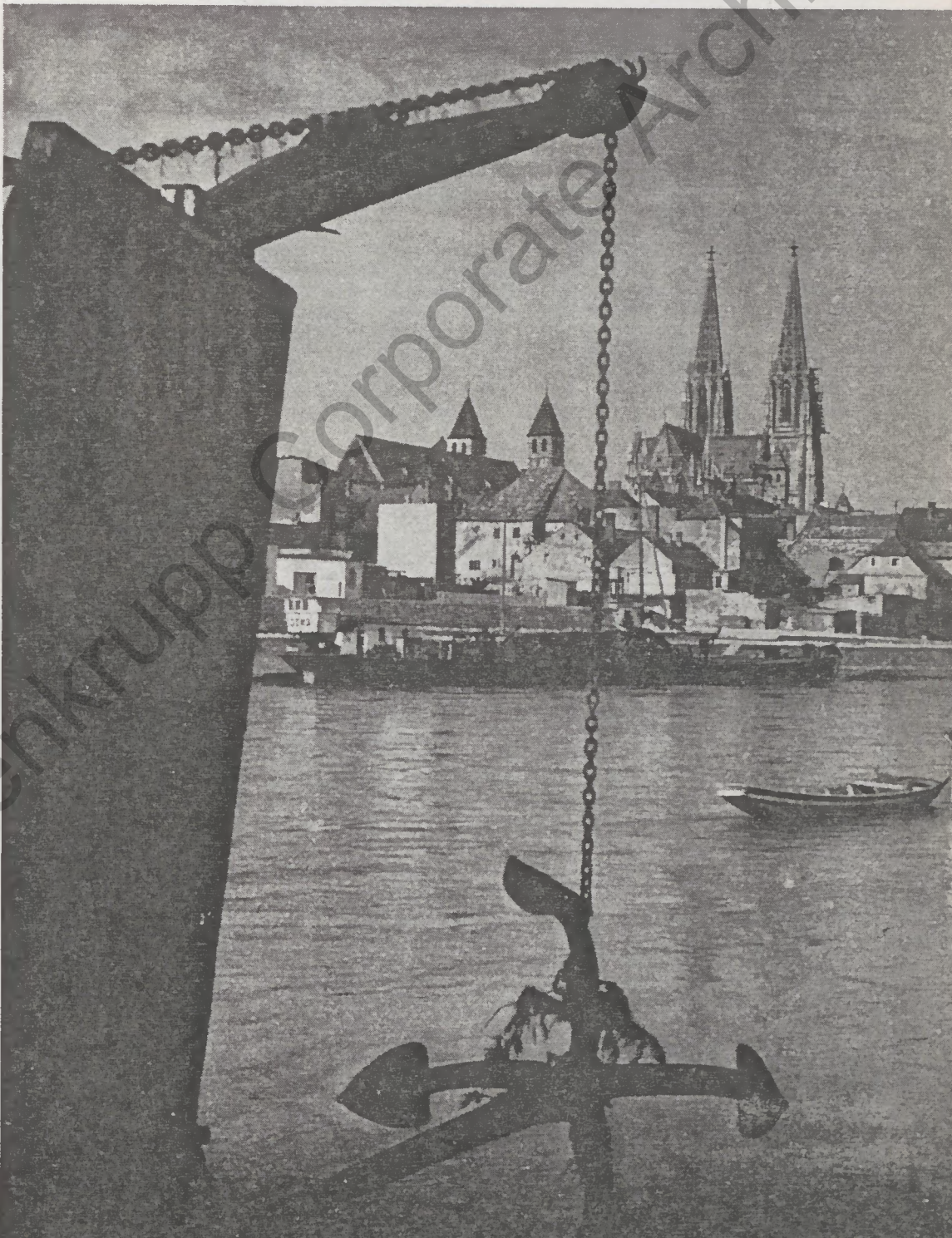
Weite, endlos erscheinende Wälder dehnen sich vor der blauen Hügel-

Die WERKMITEILUNGEN dienen der fachlichen Unterrichtung und Unterhaltung der Betriebsangehörigen und werden kostenlos abgegeben. Diejenigen Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder mit seinen Initialen gezeichnet sind, stellen die persönliche Meinung des Autors dar und nicht unbedingt die des Redaktionsausschusses bzw. der Werkleitung. Bildnachweis: Alle Fotos, soweit nicht anders vermerkt, Werkaufnahmen. Herausgeber: Stahl- und Röhrenwerk Reisholz GmbH. Düsseldorf-Reisholz. Verantwortlich: Direktor August Best. Redaktion: Ursula Landgraf (Hauptabteilung Sozialwesen). Erscheinungsweise: in zwangloser Folge. Druck: Aussaat-Verlag GmbH., Wuppertal. Grafik: Karl Busch, Wuppertal. Vertrieb: Postversand im Verlagsstückverfahren.

LAND ZWISCHEN NAAB UND DONAU

Blick über die Donau auf
den Regensburger Dom

Das keltische Radasbona war die erste größere Siedlung am Donauübergang. Südwestlich davon errichteten die Römer 150 n. Chr. ein Kohortenlager. Nach dessen Zerstörung entstand als größter Stützpunkt der Provinz Rätien ein Legionslager. Teile der Umfassungsmauer sowie das Nordtor, die Porta praetoria, sind noch erhalten. Um 530 n. Chr. wurde Regensburg Hauptstadt des Herzogtums Bayern. Später war es Hauptstadt des ostfränkischen Reichs der Karolinger, wurde Reichsstadt und die bedeutendste Handelsmetropole des deutschen Südostens. Seit dem 14. Jahrhundert überflügelt Augsburg, Nürnberg und Wien das alte Radasbona. Heute ist es eine kreisfreie Stadt mit 123 900 (1954) Einwohnern, Hauptstadt des bayerischen Regierungsbezirks Oberpfalz. Regensburg hat seinen Reichtum an bedeutenden mittelalterlichen Bauwerken annähernd unversehrt bewahrt.



UNTEN: Passau. Die Donau mit Altstadt

Rechts hinten die 1622 erbaute berühmte Wallfahrtskirche Maria Hilf. Passau entstand aus der Keltensiedlung Bojodurum, wurde als Römerkastell Batava genannt und war im frühen Mittelalter ein bedeutender und wohlhabender Handelsplatz. Die Güter wurden auf Inn und Donau in alle Welt gebracht und auf den „Goldenen Steigen“ nach Böhmen. 1662 und 1680 verheerten große Brände die gotische Stadt. Ihr Wiederaufbau durch italienische Baumeister gab Passau das barocke Aussehen. Die Altstadt wird überragt von dem schon im sechsten Jahrhundert erwähnten Dom mit spätgotischem Ostbau und barockem Langhaus. Auf dem hohen Ufer liegt die ehemalige Feste Ober- (1219 begonnen) und Niederhaus, die als eine der größten und umfassendsten Burganlagen überhaupt gilt.

Stadt Regen (5200 Einwohner) im Bayerischen Wald



kette des Bayerischen Waldes, der sich von Neunburg über Lam und Zwiesel hinunter bis zur alten Stadt Passau erstreckt. Hier kann der besinnliche Wanderer das Rauschen des Hochwaldes vernehmen, das Pfeifen in den Fichtenwipfeln, wenn vom Böhmischem herüber der Wind aufkommt. Und niemand wird diese wohlthuende Ruhe stören, diese bezaubernde „Stimme der Stille“. Vielleicht vernimmt man den Flügelschlag eines Wildvogels, das Fallen eines Tannenzapfens oder das Fortjagen eines aufgeschreckten Rehs ins Dickicht. Nur selten begegnet man tief im Wald einer Gruppe lustiger Beerenpflücker. Sie geht bereits vor Sonnenaufgang aus dem Dorf, mit hohen Körben auf dem Rücken. Waldfrüchte aller Art gibt es hier in Fülle. Dieser Reichtum ist den „Wäldlern“, so nennt sich die Grenzbevölkerung, sehr willkommen; denn mit Glücksgütern gesegnet sind nur wenige. Die Schwammerlsucher kommen schon am Morgen mit ihrer Ernte heim, „weil man im Sonnenschein die Pilze nicht mehr findet“, wie die Wäldler behaupten. Sie sind so vertraut mit ihrem Wald, daß man diesem Ausspruch Vertrauen schenken darf.

165 Kilometer lang windet sich der Regen, der in der Nähe von Zwiesel als „schwarzer“ Regen entspringt und sich dann mit dem „weißen“ Regen verbindet, melancholisch durch die südliche Oberpfalz bis Regensburg, wo er eine große Windung zeichnet und sich bei Regensburg träge und dunkel in die Donau ergießt. Zauberhaft ist

das in der Nähe von Nittenau gelegene Marienthal, gegenüber der uralten Raubritterburg Stockenfels, deren Besitzer einst der Schrecken der Handelschiffer waren. Hier wird man für zehn Pfennig auf Wunsch über den mit großen Felsstücken durchsetzten Fluß gesteuert und kann die steile Burg erklimmen, von der heute allerdings nur noch eine Ruine steht. Das Tal entlang stößt man immer wieder auf Reste ehemaliger Herrnsitze, die sich hoch über dem Regen erheben, so auch die Ruine Weissenstein, nahe bei dem hübsch gelegenen Markt Regen. Zwiesel ist das „Zentrum“ des Waldes, unweit des 1452 Meter hohen Rachel, der gleich dem See unter Naturschutz steht. Ganz in der Nähe ist der sagenumwobene Arber mit seinem kristallklaren verträumten See, in dem es die besten Forellen geben soll. Der Osser und Dreisessel gehören zu den bekanntesten Höhen des Bayerischen Waldes. Aber auch der Lusen, der Schwarzwirberg bei Rötz und der Jugendberg bei Nittenau sollen genannt werden.

Zahlreiche Sagen und gespenstische Geschichten erzählen die Alten von den Bergen. An den kalten Winterabenden kamen sie früher in den Dörfern und Märkten zur „Sitzweil“ zusammen. Man traf sich mal in diesem Haus und mal in jenem, die Frauen mit Spinnrocken oder stricknadelklappernd, die Männer bastelnd mit dem Pfeifchen im Mund, dem guten schweren Bier eifrig zusprechend. Dann wurden im Schein der Petroleumlampen die alten Geschichten um die Berge wach, von der



Jugend staunend vernommen und eifrig weitergegeben. Leider gibt es heute nur noch wenige Einheimische, die darum wissen. Da und dort ist ein Dorflehrer auf den Gedanken gekommen, die Sagen aufzuzeichnen und in einem Chronikband zu sammeln.

Erwähnenswert sind die Orte Bischofsmais mit einem alten Kirchlein, Lam, Falkenstein und die Grenzstadt Bayerisch Eisenstein, demgegenüber das böhmische Eisenstein liegt. Holz- und Glasindustrie (Glasbläserei) sind die wichtigsten wirtschaftlichen Faktoren. Früher soll man in den klaren Bächen sogar Gold gewaschen haben. Aber davon ist nichts mehr übriggeblieben.

Veräumen Sie bitte nicht, die schöne alte Stadt Cham mit ihrer berühmten Klosterschule und „Furth im Walde“ zu besuchen. In Furth hat sich bis heute der Brauch des „Drachenstich“ erhalten, wie überhaupt das bayerische Grenzvolk bis in unsere hektische Zeit hinein die alten Sitten pflegt und unverfälscht wiedergibt.

Bei Wanderungen durch die sanften Täler zwischen den bewaldeten Hügeln stößt der Fremde auf verstreute Weiler und Einöde-Gehöfte. Dabei ist es keine Seltenheit, daß er zu einem Glas frischer Milch eingeladen wird. Im allgemeinen kargt der Wäldler mit seinen Worten, doch ist er Touristen gegenüber, wenn er Kontakt gefunden hat, herzlich und aufgeschlossen. Obgleich er nie Knigges „Umgang mit Menschen“ studierte, hat er im Zusammen-



Der Neupfarrbrunnen in Regensburg, einer der schönsten schmiedeeisernen Brunnen des süddeutschen Barock



Rechts:

Bei Etterzhausen mündet die Naab in die Donau

Mitte:

Am Dreisessel im Bayerischen Wald in Niederbayern

Unten:

Auch hier ist ein eiserner Vorhang heruntergelassen

Am Bahnhof von Bayrisch-Eisenstein befindet sich die Landesgrenze. Auf tschechischem Gebiet sind Betonsäulen in den Boden gerammt und ist die Straße mit Gras bewachsen. Nicht weit entfernt, am Eisensteiner Sattel, liegt das böhmische Schwesterstädtchen Böhmisches-Eisenstein.

Fotos: Frese, Göbel, Poss, Schmachtenberger, Schmauß (2), Schneiders (sämtlich Bawaria)

sein mit anderen das rechte Gefühl für das Gute und Anständige.

Hier in diesem vergessenen Grenzland gibt es noch wirkliche Oasen der Ruhe, wenn Sie diese nur finden wollen. Keine dröhnenden Düsenflugzeuge, keine heiße Jazzmusik stören, aber Sie vernehmen irgendwo in der Ferne das Dengeln der Sichel zur Mahd oder das Spiel des Drehorgelmannes, der zum Entzücken der Kinder von Hof zu Hof geht und oft sogar einen lustigen Tanzbären bei sich führt. Das alles sind Geräusche, die für den im Großstadtlärm gequälten Menschen eine Wohltat sein dürften.

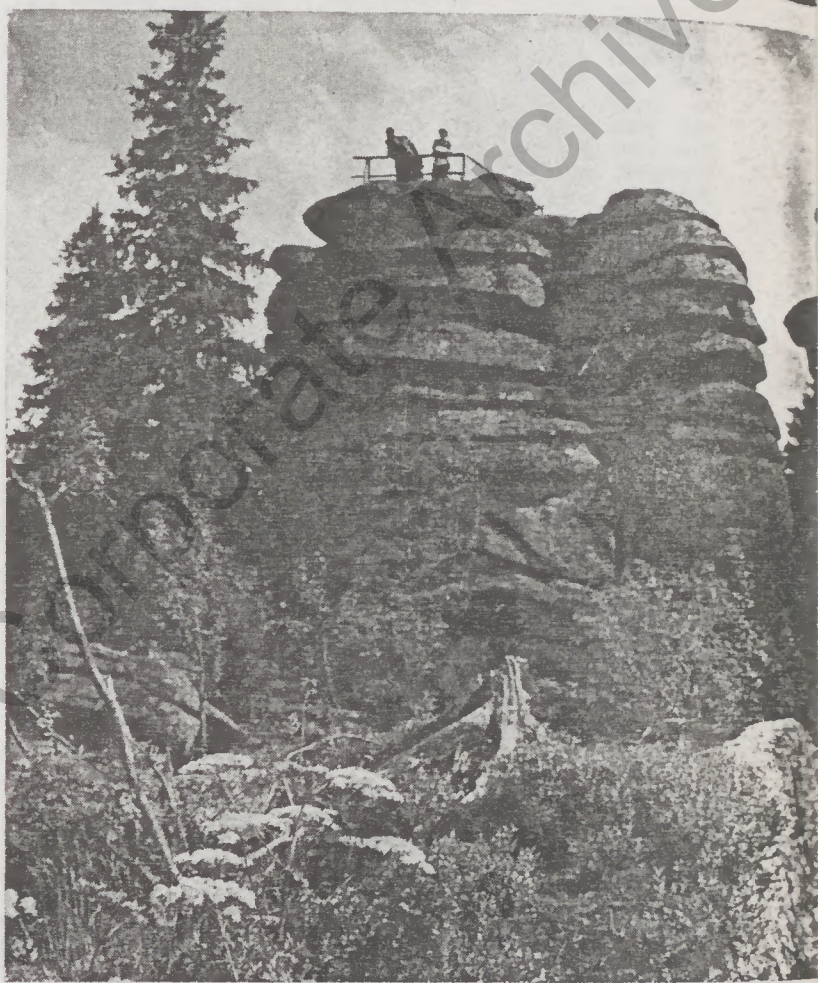
Wenn Sie noch Zeit haben, fahren Sie die „Ostmarkstraße“ entlang, hinunter nach der schon etwas südländisch anmutenden Dreiflüssestadt Passau mit dem verspielt barocken Gesicht. Hier bieten sich dem historisch und kunsthistorisch Interessierten reiche Schätze: die Kathedrale, die Festung, das Ober- und Niederhaus, die Residenz mit dem herrlichen Treppenhaus und vieles mehr.

Und wenn Sie der Heimweg dann westwärts führt, so machen Sie sich die Freude einer Donaudampferfahrt stromauf durch das fruchtbare Donautal, vorbei an der Walhalla, zur alten Stadt Regensburg, die bis heute im Zentrum ihr mittelalterliches Gepräge bewahrt hat. Auch hier ist eine Fundgrube für Kunstfreunde: der Dom, die Steinerne Brücke, das Alte Rathaus. Vielleicht haben Sie das Glück, die „Domspatzen“ zu hören. Und falls Sie eines der vielen gastlichen altertümlichen Speiselokale betreten, dann vergessen Sie nicht, „Regensburger Knackwürste“ zu bestellen, eine Spezialität der heiteren Regensburger.

Wie gesagt, wenn Sie wirklich Ruhe suchen, auf elegante Kurpromenaden und Höchstkomfort verzichten können, wird Ihnen der Urlaub im Bayerischen Wald erholsam und unvergessen sein. Die Preise sind bei den Ostbajuwaren so gehalten, daß man durchaus auch mit schmaler Börse wirkliche Ferien erleben kann. Gerade diesen kommt er gern entgegen. Haben Sie noch Zweifel, wo Sie Ihren Urlaub verbringen wollen? Der „Wald“ ist eine Reise wert.

„O, Bayernwald, so wunderschön
mit Tälern reich und mild,
mit deinen Seen, deinen Höh'n,
treu bleibt mir stets Dein Bild.“

(Volkslied)



Das nächste Mal, wenn ich verreise ...

Das nächste Mal, wenn ich auf eine Ferienreise gehe, mache ich alles besser. Jetzt bedaure ich, daß ich auf meiner Reise ...



... dem Stubenmädchen des Hotels am letzten Tag kein Extratrinkgeld gegeben habe. Sie hat vierzehn Tage mein Zimmer aufgeräumt, meine Anzüge ausgebürstet, mein Bett gemacht, mir jeden Abend meinen Schlafanzug schlupfgerecht hingelegt, frische Blumen auf den Tisch gestellt, gelüftet, staubgewischt, das Waschbecken geputzt, sie hat mir jeden Tag einen frohen „Guten Morgen!“ gewünscht — warum habe ich zum Schluß, über die Höhe der Rechnung erschrocken, ihr nicht doch zum Dank ein paar Mark extra in die Hand gedrückt? Vorgenommen hatte ich es mir jeden Tag. Als ich sie aber, während ich mein Zimmer verließ, nicht sah, verschwand ich, beinahe erleichtert, wie ein Dieb in der Nacht. Ich hätte ja einfach nur zu läuten brauchen, ich habe doch die anderen Tage oft nach ihr geläutet.



... die kleine Ausgabe für die Bergbahn gescheut habe und im Tal geblieben bin. Ich werde wahrscheinlich in meinem Leben nie wieder in diese Gegend kommen und kann dieses Erlebnis also nicht nachholen. Wenn ich nicht im Tal im Wirtshaus sitzen geblieben wäre und mir für das Geld, das die Bergfahrt kostete, als zusätzliches Gabelfrühstück ein Bier und ein Goulasch gekauft hätte, hätte ich nun eine unverwischbare Erinnerung. Jetzt sitze ich wieder in der Stadt, in meiner engen Wohnung, hinten heraus, im Hochparterre — wie schön wäre es jetzt, davon träumen zu können, wie ich auf dem Berg stand, zwischen Himmel und Erde, den weiten Blick über Land und Grenzen hinaus, die gewaltige Bergwelt mit ihren schneebedeckten Gipfeln unter mir, vor mir das Gletscherfeld. So weiß ich es nur vom Erzählen und Hörensagen. Die Bergbahn aber fährt für wenig Geld jeden Tag Menschen in die Höhe, die klüger sind, als ich es war.



... die kleinen, billigen Postkarten gekauft und verschickt habe statt der schönen großen, die nur fünf Pfennige teurer waren. Wenn ich meinen Freunden von unterwegs einen Gruß schicke, warum ehre ich sie nicht mit dem Schönsten, was ich finde? Jetzt liegt überall meine kleine schäbige Karte zwischen den Ansichtskarten des Sommers, die andere aus ihren Ferien schrieben. Ich weiß doch, sie heben die Karten auf, sie sehen das Bild, die Landschaft, den Dom oder die Brücke immer wieder an, alle, die nicht in die weite Welt verreisen können. Manche stecken sie sogar an den Spiegel und wenn man fragen wird, von wem ist

diese traurige, trostlose Karte, so wird man sagen: vom Feichten — und es ist nicht sehr viel Freude und Anerkennung darin. Das nächste Mal werde ich lieber ein paar Karten weniger schreiben, dafür aber die schönsten auswählen, die ich finden kann. Und wenn sie acht Pfennige teurer sind als die billigen, schlechtgedruckten.



... jener unscheinbaren Frau, die mit einem großen Rucksack und ihren barfüßigen Kindern zu meinem Tisch kam und mich fragte, ob hier noch Platz sei, geantwortet habe: „Bedaure! Alles besetzt!“ Es war gar nicht besetzt, ich wollte nur nicht bei meiner Mahlzeit gestört werden. Aber dann sah ich die Frau mit ihren Kindern an einem anderen Tisch sitzen, bei jemandem, der Platz für sie gemacht hatte. Sie saßen eng und gedrängt, aber es war eine große Fröhlichkeit unter ihnen, eine Herzlichkeit des Gespräches, ein schnelles Vertrauen der Kinder zu dem fremden Mann, der genau so gut ich hätte sein können. Sie saßen lange zusammen, die Kinder hatten dem Mann einen Strauß Feldblumen in die Hand gedrückt, und als sie sich nach dem Essen trennten, die unscheinbare Frau mit ihren einfach angezogenen, barfüßigen Kindern und der Mann, der schon vorher am Tisch saß, winkten sie sich noch lange und lachend zu. Ich aber saß allein an meinem Tisch, niemand hatte mir eine gesegnete Mahlzeit gewünscht und der Brotkorb auf meinem Tisch war auch nicht leergegessen.



... an keinem Sonntagmorgen in die Kirche gegangen bin, sondern mir lieber das Bett über die Ohren zog, mich faul auf die andere Seite drehte und weiter schlief. Ein Gottesdienst in einer fremden Stadt — oder Dorfkirche ist ein ganz besonderes Erlebnis — auch wenn man daheim nicht regelmäßig oder gar nicht zur Kirche geht. Ich weiß von einem, der am Abend seiner Abreise eine große geweihte Kerze vor dem Altar seiner Ferienkirche angezündet hat, obwohl er nicht katholisch war. Er wollte danken für die freundlichen Menschen, die er getroffen hatte, für die wundervolle Landschaft, in der er sein durfte. Ein anderer stand am Tage seiner Abreise um fünf Uhr auf, um den herrlichen Sonnenaufgang noch einmal zu betrachten und tief die reine Luft einzuatmen, ein anderer las in Goethes Gedichten. Das war sein Gottesdienst und Dank. Ich aber zog mir die Decke fester um die Ohren und als es so weit war, war der Zug weg, weil ich meinen Koffer nicht rechtzeitig gepackt hatte...

Ich beschloß, das nächste Mal, wenn ich verreise — ich hoffe, daß es für mich ein nächstes Mal gibt — alles besser zu machen: Das Zimmermädchen erhält ein Trinkgeld, die Freunde bunte Postkarten, die Mitmenschen ein freundliches Wort, die Lungen viel Luft und — der Koffer wird rechtzeitig gepackt.

Durch Automatenflaschen wird Durst erst schön



Peter hatte mächtigen Durst. Wie das so geht bei der Arbeit. Er setzte die eben aus dem Automaten gezogene Flasche an den Mund und schluckte kräftig. Wie das so geht, wenn man Durst hat. Die Glasflasche ließ er fallen. Es war eine kräftige Flasche. Sie nahm den Fall nicht übel. Peter schlurfte wieder zum Automaten. Er steckte Geld in den Schlitz und zog noch eine Flasche. Er schlug den Kronenkorken an der Mauer ab und ließ die Flüssigkeit gierig in seinen Rachen rinnen. Als der letzte Tropfen durch die Kehle gelaufen war, entfiel die Flasche kraftlos Peters Händen.

Hans, den ebenfalls tüchtiger Durst zum Automaten trieb und der das Geld fest in der rechten, ein wenig vorgestreckten Hand hielt, stolperte über das Glas und brüllte: „Welcher Idiot läßt hier Flaschen liegen?“ Keiner meldete sich; denn keiner wollte ein Idiot sein. Peter murmelte: „Sperr' deine Augen auf. Dann stolperst du auch über nichts.“

„Darum geht's ja gar nicht. Natürlich kann ich um die Flasche herumlaufen. Aber vielleicht sieht sie ein Kollege tatsächlich einmal nicht und verletzt sich.

Sie kann schließlich zerbrechen. Sie ist immerhin aus Glas. Dann ist das Theater groß! Doch davon abgesehen, es stört einfach meinen Ordnungssinn, wenn ihr Flaschen stehen läßt oder wegwerft. Ihr braucht für alles und jedes Diener. Soll sie der Werkschutz wegräumen? Der hat andere Aufgaben. Jeder sollte seinen Dreck alleine kehren. Übrigens ist das kein Dreck, sondern eine Flasche, die der Firma zwanzig Pfennig kostet. Jede Flasche zwanzig Pfennig! Man stelle sich das vor! Und ihr spielt Fußball mit dem Geld. Weil es gerade mal nicht aus eurer Tasche geht.“ Hans hatte sich in Eifer geredet und kurvte wütend ab — ohne sich eine Flasche gezogen zu haben.

„Mann“, zischte Pitter, „der kam sich aber mächtig klug vor. Redet wie'n Geschäftsführer mit Umsatzbeteiligung.“

„Die Flaschen dürftest du tatsächlich abgeben“, ließ sich ein fülliger älterer Kollege bedächtig vernehmen. „Sonst könnte es passieren, daß es denen da oben zu dumm wird und du mußt für jede Flasche zwanzig Pfennig berappen, genau so, als ob du sie in der Kantine gekauft hättest. Der Flaschenmensch kriegt nämlich jede Fehlmenge bezahlt. Das waren in Oberbilk im letzten Halbjahr 3 948 Stück und in Reisholz 7 148. Ganz hübsche Summe, nicht? Ganz hübsche Schlamperei, sage ich.“

Peter sah den Alten entgeistert an. „So viel kommt da zusammen? Stimmt das wirklich?“

„Das stimmt, da kannst du Gift drauf nehmen, habe mich erkundigt, weil's mich interessierte.“

„Mann, von der Seite habe ich das noch gar nicht angesehen“, meinte Pitter und fuhr sich durch die spärlichen Haare.

„Wird Zeit, das du's endlich tust. Ist ja keine Schikane, wenn gefordert wird, die Flaschen sollen zurücklaufen. Die Firma hat tatsächlich im ersten Halbjahr 1959 2 219.20 DM für verlorengegangene, auf Deutsch: für von euch verschlammte Automatenflaschen blechen müssen. Im Jahre 1958 waren es 16 891 Flaschen oder 3 378.20 DM. Schon mal darüber nachgedacht, daß also in zwei Jahren rund achttausend Mark buchstäblich auf dem Müll landen? Ich meine, das brauchte nicht zu sein. Schließlich ist es unser Geld, das unsere eigenen Kollegen auf die Erde werfen. Gedankenlosigkeit, Gedankenlosigkeit erster Güte.“ Er schüttelte den Kopf, verschränkte die Hände auf dem Rücken und lief im Kreise herum. „Ich kann mir nicht vorstellen, daß sie den armen Teufeln, die noch in Notwohnungen hausen, die zwei Wohnungen nicht gönnen, die davon gebaut werden könnten“, fuhr er fort.

„Jung', Jung'“, sagte der Pitter und kraulte erneut die Stellen, an denen ehemals Locken saßen, „Mann, wenn das so ist, dann hast du eigentlich recht.“

„Mein lieber Pitter, man gut, daß du das einsehst. Ich habe nämlich immer recht.“

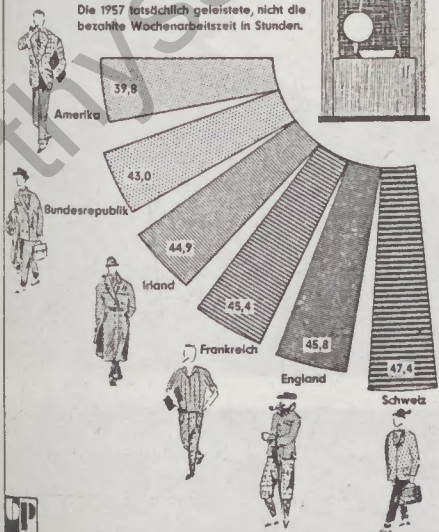
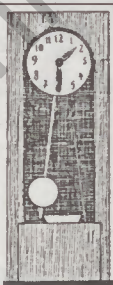
EINE GLÄNZENDE SACHE



Am Vortage des Transports vergleichen Vertreter der belgischen Abfallwirtschaft den Kessel

Wie lange wird gearbeitet?

Die 1957 tatsächlich geleistete, nicht die bezahlte Wochenarbeitszeit in Stunden.

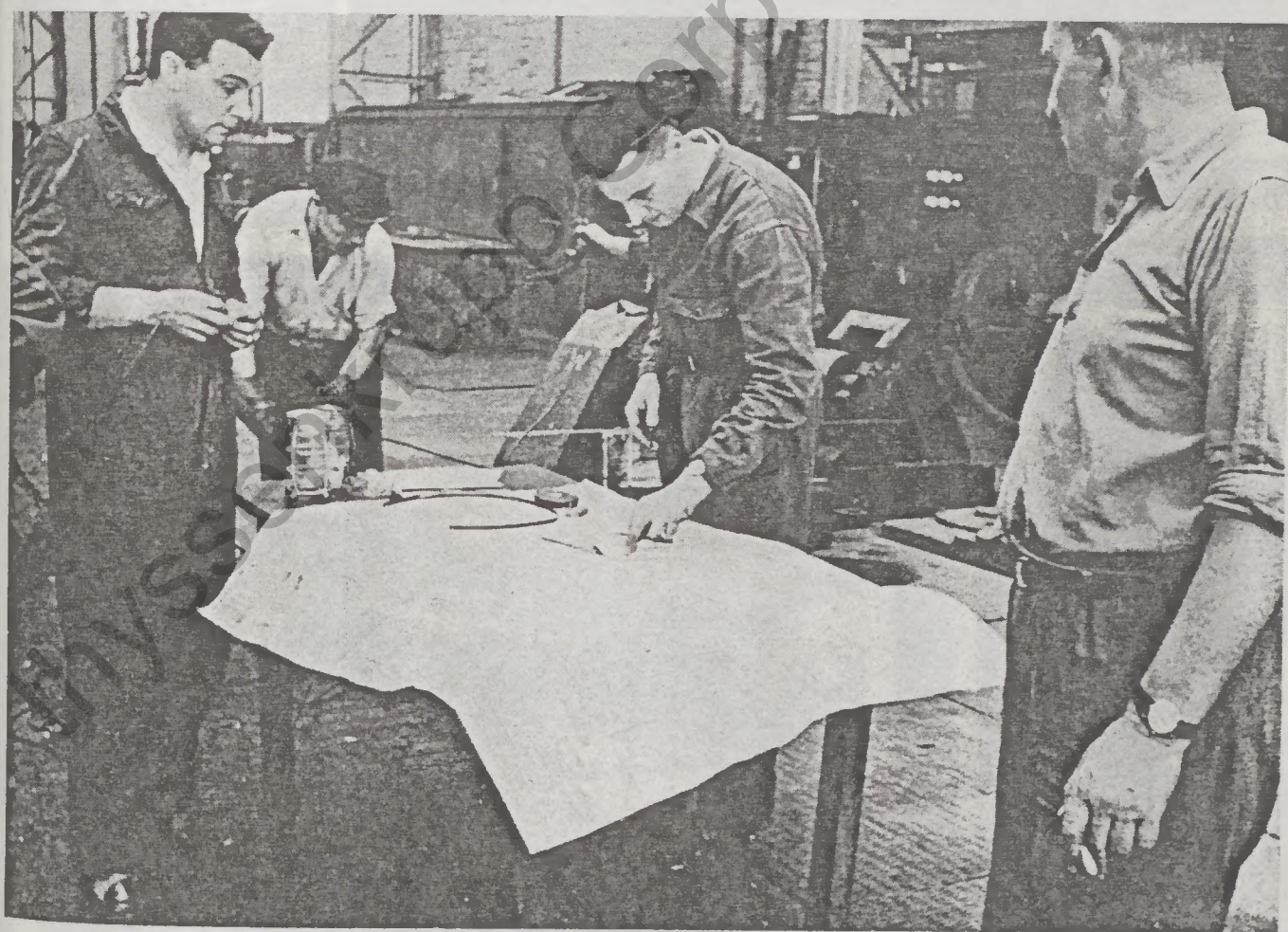


Der Mensch ist ein merkwürdiges Wesen. Stets will er das Unmögliche möglich machen. Kaum durchpflügten die großen Schiffe den Ozean — wollte der Mensch darüber fliegen. Noch kennt er seine alte Erde nicht — da strebt er in den Weltenraum. Kaum hat sich etwas eingebürgert — schon muß das nächste her. Erschien der Wasserweg als der einzig mögliche, ist es nun der Landweg. Nahm man gestern die Eisenbahn, so soll es heute ein Auto sein. Natürlich geschieht das nicht aus einer Laune heraus, sondern weil die Notwendigkeit von Tag zu Tag ein anderes Gesicht trägt. Und der Mensch ist tatsächlich ein merkwürdiges Wesen. Er muß nicht nur das Unmögliche möglich machen — er will es. Wenn heiße Blöcke von Reisholz nach Oberbilk statt auf der Straße auf Bundesbahnschienen rollen — weil das rationeller ist — und Kesseltrommeln von Oberbilk nach Belgien auf der Straße — eben weil dieses Mal das

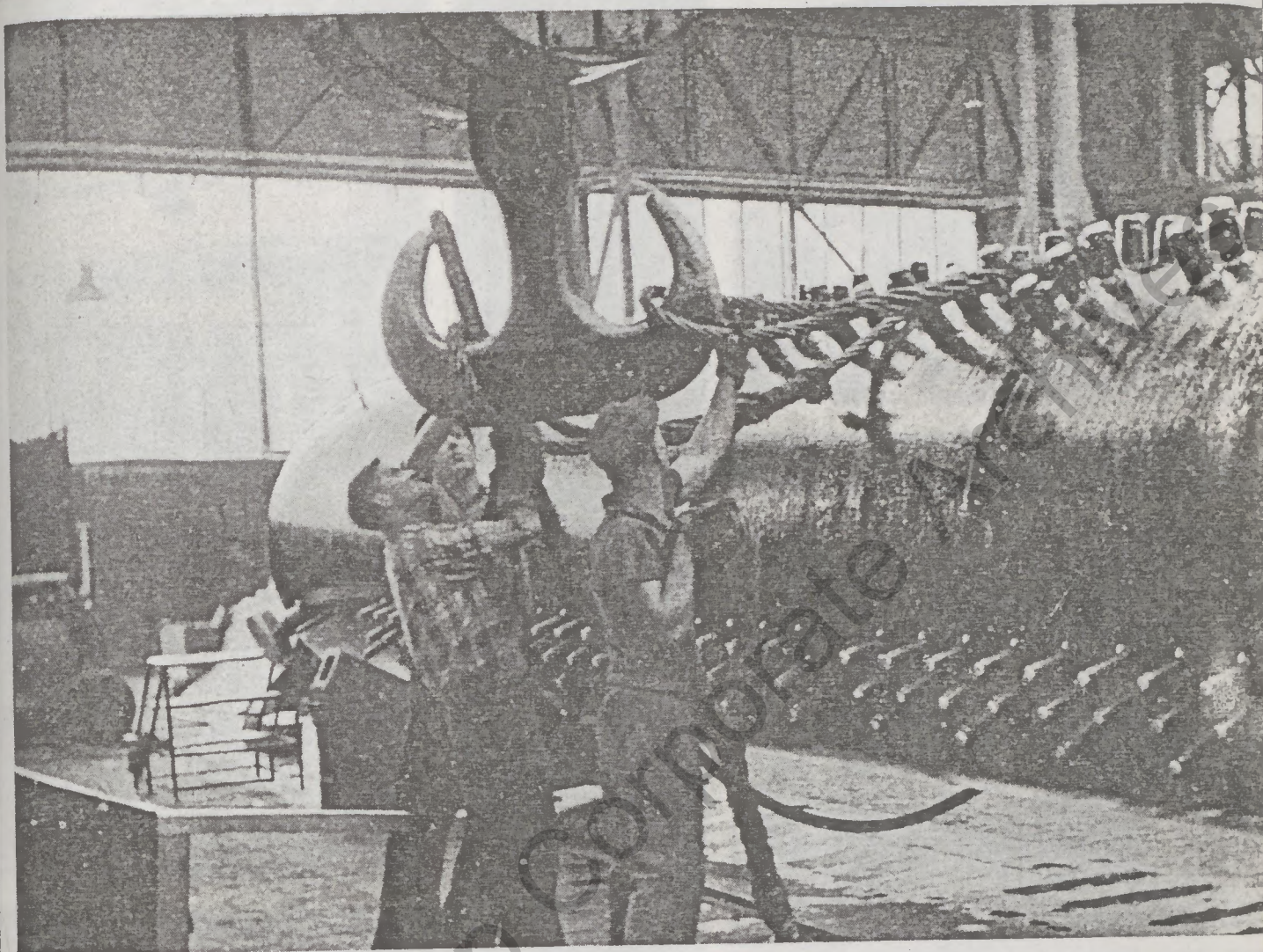
rationeller ist — dann hat der Mensch seinen Spaß daran. Er freut sich über alle Geschehnisse, die das Schema durchbrechen. Wenn eine zweiteilige, nahtlos hohlgeschmiedete Kesseltrommel von 54 Tonnen aus basischem Siemens-Martin-Stahl in einem Tiefladewagen über die Landstraße bis nach Charleroi rollt — so ist das ein Ereignis, das nicht alle Tage vorkommt. Es ist geradezu eine glänzende Sache, die sich da tut. Eine große, wohl geölte glänzende Zigarre ist es, ein Luftschiff, ein hübscher stacheliger Igel — und was der Bezeichnungen mehr sind — der durch die Halle schwebt und sich auf Unterlagehölzern und Stützen niederläßt. Die Kesseltrommel — beiderseits halbkugelförmig gekümpelt, wärmebehandelt und durch Rundnaht elektrisch dicht verschweißt — hatte es eilig, in ihr Kraftwerk zu kommen. Darum schickte man einen Lastwagen und keinen Waggon der Bundesbahn wie das

üblich ist. Aber am Wochenende sind in Belgien die Straßen gesperrt für derartig dicke Brummer, und außerdem wollten Monsieur Brouhon und seine Leute, die neuen Kessel-Besitzer, in Urlaub fahren. Also hieß die Devise in Oberbilk schnell, schneller, am schnellsten. Besonders spannend und fast wochenschaureif wurde diese „glänzende Sache“ als Polizisten auf blitzenden Motorrädern mit weißen Schutzhelmen anrücken — sollten, um die Straße bis nach Aachen für den dicken Brummer freizumachen. Die Polizei tat es dann doch nicht; denn die gerade noch zulässige Ladehöhe und -breite wurden nicht überschritten. Natürlich hatte der belgische Fahrer ein Papierchen in der Tasche, das besagte, daß der schwere Transport genehmigt sei. Das Vertrauen der Polizei in die deutsch-belgischen Lade- und Fahrkünste war berechtigt; denn die Trommel ist gut angekommen und tut nun bereits seit einiger Zeit ihren Dienst.

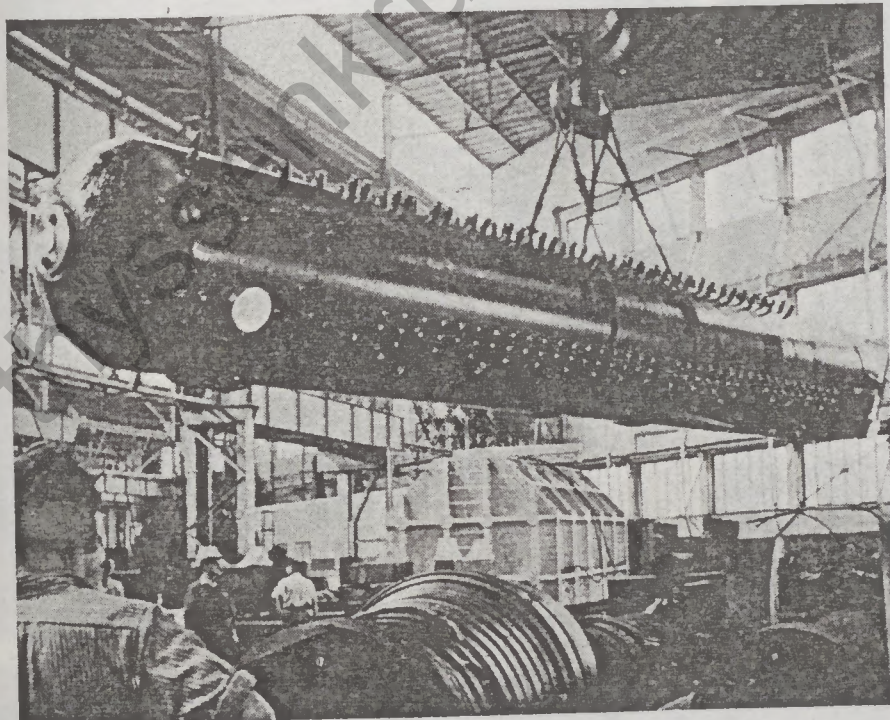
ul



... mit ihren Zeichnungen und Berechnungen.



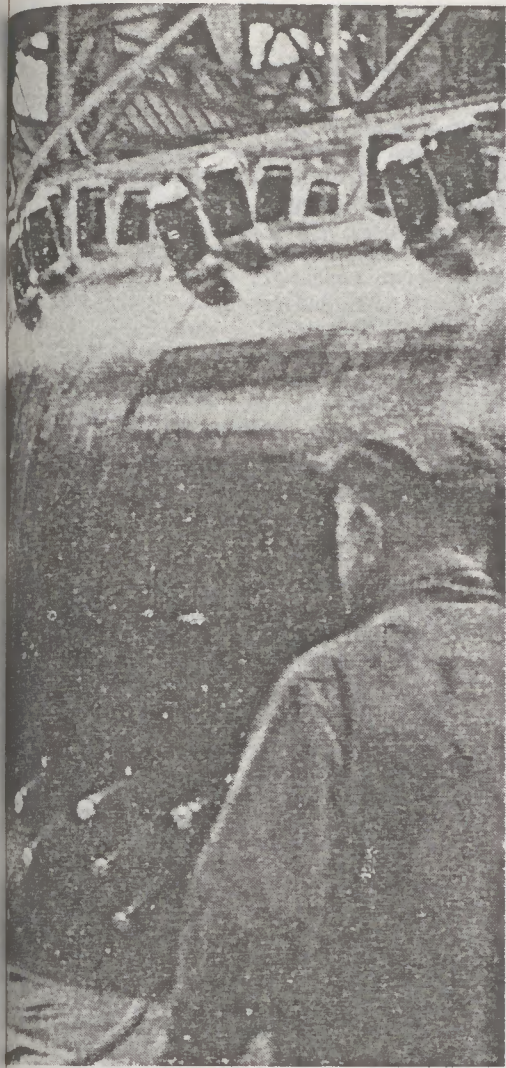
Der Riesenkesseltrommel wird eine Krawatte aus Hanf um den Hals gelegt.



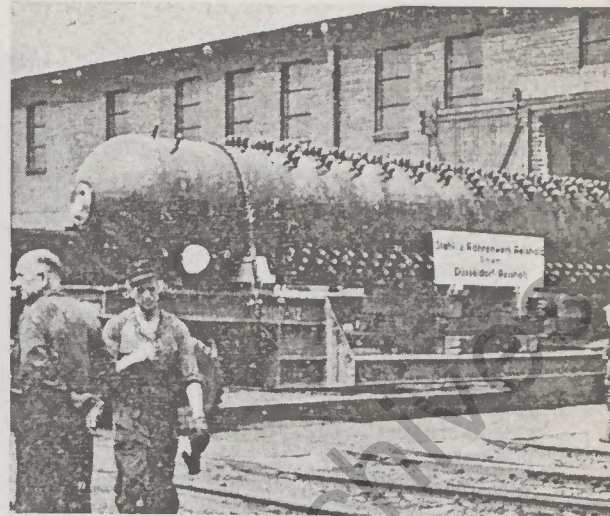
Wie ein Luftschiff schwebt sie durch die Halle



Auf dem Tiefladewagen entsteht mit viel Holz und noch mehr Nägeln ein festes Bett



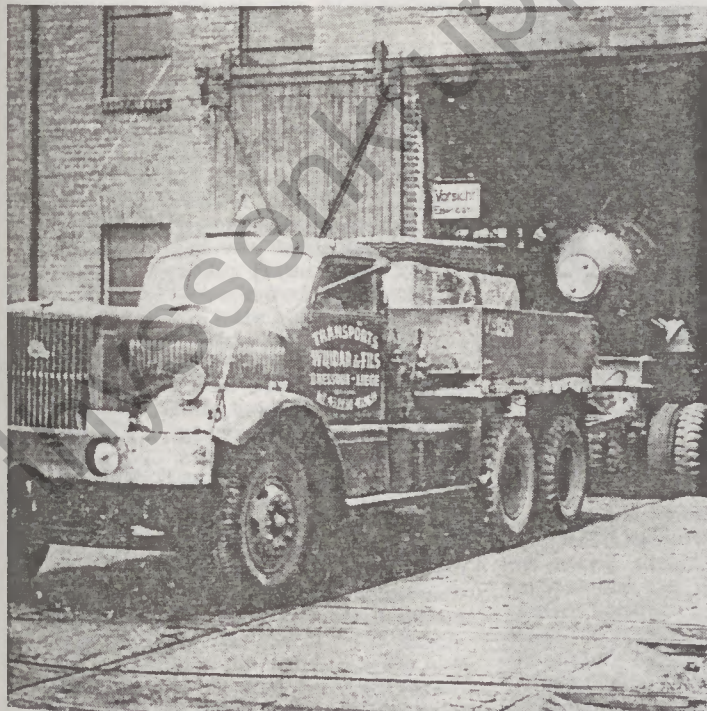
Fotos: Günter Stähler



Zwanzig Räder rollen unter vierundfünfzig Tonnen. Das sind zusammen neunzig Tonnen.



Dieses Schergewicht dürfte der Waage am Ausgang nicht gleichgültig sein. Besser, man legt ein paar schützende Bretter darüber.



Ein bißchen mitgenommen sieht sie ja aus, die Zugmaschine. Aber sie ist ein tapferes Tierchen.



Ab nach Belgien. Sofort auf der Kölner Straße begrüßt der große Hund ein kläffendes und bellendes Hupkonzert der Schoß- und Luxushündchen.

Der Stahlstreik in den USA

Als wir diesen Artikel von einem New Yorker Korrespondenten übernahmen, streikten die US-Stahlarbeiter bereits seit sieben Wochen, und es war noch kein Ende abzusehen. 1952 befanden sich die Arbeiter 55 Tage im Ausstand, also zwei Monate. Das Ergebnis war Erhöhung des Importbedarfs und Verstärkung des Dollarangebots gegen Auslandsdevisen. Diese Gefahr ist beim jetzigen Streik noch größer. Selbst — was wir hoffen — wenn die Arbeit in den amerikanischen Stahlwerken vor Erscheinen dieser Zeitung wieder aufgenommen wird, werden Verluste zu beklagen sein. Der Hauptleidtragende ist der US-Dollar. Wenn auch die amerikanische Wirtschaft in großen Mengen europäischen Stahl aufgekauft hat, so wäre es kurzfristig, zu meinen, die europäischen Stahlfirmen hätten bedeutenden Gewinn von diesen Amerika-Verkäufen. Im Endeffekt tragen Amerika und Europa die Last des Stahlarbeiter-Streiks gemeinsam, eben weil der Dollar so ungewöhnlich strapaziert wird.

Ob bei Erscheinen unserer Werkmitteilungen die Arbeit wieder aufgenommen wurde oder nicht — der nachfolgende Artikel des New Yorker Korrespondenten ist, was auch immer sei, aktuell und regt jeden zum Nachdenken an.

Es geht in diesem Streik von einer halben Million Stahlarbeitern nicht darum, ob ein Stundenlohn von durchschnittlich 3,15 Dollar statt bisher 3 Dollar gezahlt werden soll. Ein Blick auf die Bilanz des größten Stahlproduzenten der Welt, die US Steel Corp. (deren Erzeugungskapazität größer ist als die der ganzen deutschen Stahlindustrie), lehrt, daß sie eine fünfprozentige Lohnerhöhung 67 Millionen Dollar kosten würde, legt man die Belegschaft von 1958 zugrunde, bei der inzwischen erhöhten Belegschaft außerstenfalls 75 Millionen. Der Jahresgewinn betrug 1958 über 300 Millionen trotz der starken Kostenprogression, die die zeitweise unter 50 Prozent liegende Kapazitätsausnutzung verursachte. Für 1959 entspricht die Rentabilität in den letzten Monaten einer jährlichen Gewinnrate von etwa 400 Millionen Dollar. Die Lohnerhöhung hätte keine Kürzung der Dividende erfordert, die auch in der Rezession unverändert geblieben war. Es wäre je Aktie immer noch beträchtlich mehr als die Ausschüttung verdient worden.

Das Dilemma aber war folgendes: Man hat an den Vorratskäufen verdient, die aus Angst vor dem Streik den Charakter einer Panik angenommen hatten. Die Stahlvorräte der Verbraucher waren Mitte des Jahres etwa 10 bis 12 Millionen Tonnen übernormal groß. Um sie zu normalisieren, ist ein Produktionsausfall von wenigstens einem Monat notwendig. Hätte man die Forderung der Gewerkschaft angenommen — es heißt, sie wäre auch mit 10 Cents Lohnzulage zufrieden gewesen —, hätte ein plötzliches Versiegen der Aufträge diesen Produktionsausfall gebracht, wahrscheinlich sogar mehr, da erfahrungsgemäß in solchen Situationen die Vorräte nicht auf den Normalstand, sondern noch darüber hinaus eingeschränkt werden. Die Boomstimmung des Marktes wäre zerstört und der Konjunktur ein schwer überwindbarer Schlag versetzt worden. Wenn schon ein Produktionsausfall notwendig ist, so sagte man sich, dann besser durch Streik. Der Markt wird ausgehungert; sobald die Arbeit wieder aufgenommen wird, sind die Auftragsbücher wieder gefüllt, der Boom kann weitergehen. Die Kassen der Gewerkschaft sind geleert, man hat von ihr wieder auf zwei, drei Jahre Ruhe. Die während des Streiks fortlaufenden fixen Kosten wären auch ohne ihn un-

vermeidlich gewesen. Daher ist der Aderlaß der Gewerkschaftskasse als Reingewinn für die Gesellschaften zu buchen. Wäre er durch einen kurzfristigen Kompromiß vermieden worden, hätte man bald neue Zugeständnisse machen müssen, die so erspart bleiben.

Der Streik kam, weil ihn die Gesellschaften als das kleinere Übel ansahen. Das merkte auch die Öffentlichkeit, und deshalb ist es Mr. David MacDonald, dem Gewerkschaftsboß, leichtgefallen, weit über den Kreis seiner engeren Anhänger hinaus Sympathien zu erwecken. Niemand zweifelt daran, daß

die Gesellschaften nur ein Alibi für eine nach oben abgerundete Preiserhöhung suchen, nach dem bewährten Muster des letzten Stahlstreiks vom Sommer 1956. Ein solches Alibi ist aber diesmal schwerer zu erbringen. Das Weiße Haus hat den Kampf gegen die Aushöhlung der Dollarkaufkraft an die Spitze seines innerpolitischen Programms gestellt. Eine Stahlpreiserhöhung würde das Alibi für eine Unzahl weiterer nach oben abgerundeter Preiserhöhungen bedeuten. Eine neue Teuerungswelle würde die Inflationspsychose steigern. Die Regierung, gestützt auf das Taft-Hartley-Gesetz, kann die Wiederaufnahme der Arbeit für den Fall, daß sie einen Staatsnotstand gegeben sieht, befehlen. Es wird für ausgeschlossen gehalten, daß ein solches Eingreifen anders als auf der Basis eines Kompromisses 50:50 erfolgt, zumal das Department of Labour der Meinung ist, auch eine Lohnerhöhung um 15 Prozent rechtfertige keine Preiserhöhung. Die Stimmung des Mannes auf der Straße ist einem solchen Eingreifen günstig. Denn der Stahlstreik gefährdet vielleicht eine viertel Million Arbeiter in den Kohlenminen, den Eisenbahnen, Erzgruben und anderen von der Betriebsstillegung der Stahlwerke betroffenen Industrien. Betroffen ist eine Unzahl von Geschäftsleuten und die großen Einzelhandelsunternehmen, die den Lohnausfall für eine halbe Million Stahlarbeiter spüren. Die schwerste Sorge bedeutet der

Was ist ein Arbeitsunfall?

Ein Unfall ist ein von außen die Gesundheit schädigendes, zeitlich kurz begrenztes unerwartetes Ereignis. Als Arbeitsunfall bezeichnet die Reichsversicherungsordnung den Unfall eines Versicherten bei einer versicherten Tätigkeit. Es muß also ein örtlicher, zeitlicher und ursächlicher Zusammenhang zwischen dem Arbeitsprozeß, dem schädigenden Ereignis und der Schädigung selbst bestehen.

In diesem Zusammenhang ist es interessant, einen Blick auf die amerikanische Auffassung des Begriffes „Arbeitsunfall“ zu werfen. Im Gegensatz zu Deutschland besteht man in den USA unter Unfall jeden nicht planmäßigen Ablauf eines betrieblichen Vorgangs. Die Unfallverhütung bezieht sich dort auf alle Betriebsstörungen, ohne Rücksicht darauf, ob Sach- oder Personenschäden eingetreten sind. Drei Merkmale lassen sich herausheben, in denen sich die amerikanische Auffassung von der deutschen unterscheidet: das überaus starke Interesse der obersten Betriebsleitung am Unfallgeschehen, die außerordentlich sorgfältige Untersuchung jeden Unfalls (sei es auch nur ein Erster-Hilfe-Fall), die gründliche Unterweisung aller Mitarbeiter über das Verhalten in Ausnahmesituationen. Die sehr niedrigen Unfallziffern der amerikanischen Industrie sind vermutlich auf diese grundsätzlichen Unterschiede in der Beurteilung des Unfallgeschehens zurückzuführen.

Ein Arbeitsunfall kann durch technische Mängel bedingt sein: fehlende Schutzvorrichtungen, bauliche und Anlagemängel, Maschinen-, Werkzeug- und Beleuchtungsmängel, oder er kann körperliche Ursachen haben: akute Gesundheitsstörungen, Sinnesstörungen, konstitutionelle Gesundheitsmängel, oder seelische Gründe: mangelnde Eignung aus Veranlagung oder Unerfahrenheit, ungeschickte Arbeitsweise, mangelnde Intelligenz, Umsicht, Einordnung, Anpassung oder Belastung durch außerbetrieblichen Kummer.

Ein Arbeitsunfall kann ferner durch organisatorische Mängel entstehen: mangelnde Aufsicht und Planung, unzureichende Verständigung zwischen Kollegen und Vorgesetzten, ungenügende Einweisung, Arbeitsplatz- und Lohnunzufriedenheit.

Arbeitsschutz ist der Oberbegriff für Gesetze, Bestimmungen und Maßnahmen, die der Erhaltung der Gesundheit und Arbeitskraft der schaffenden Menschen dienen. Der Arbeitsschutz gliedert sich in Unfallverhütung, Gesundheitsschutz im Betrieb, Arbeitszeitschutz, Schutz der berufstätigen Jugendlichen und Frauen. Hier soll nur vom Arbeitsschutz im engeren Sinn, das sind Unfallverhütung und Gesundheitsschutz, gesprochen werden.

Das Recht des Menschen auf Gesundheitserhaltung bei der Arbeit ist in einer Vielzahl von Gesetzen und Verordnun-

Stahlstreik für das Schatzamt und die Währungsbehörde. Wallstreet reagiert auf den Stahlstreik keineswegs wie auf ein nationales Unglück, nicht einmal die Aktien der direkt betroffenen Gesellschaften waren nennenswert schwächer. Man sieht sich lediglich in seinen Inflationsbefürchtungen weiter bestärkt und fühlt sich zu Sachwerten noch mehr hingezogen als bisher. Um so schwerer lastet die Lage auf dem Dollar. Sollte auch der Stahlstreik nur einen Monat dauern (er währte 1956: 35, 1952: 55 Tage), erhöht er den Importbedarf und verstärkt das Dollargebot gegen Auslandsdevisen. Diese Beträge mögen gemessen am Gesamtvolumen der Auslandszahlungen winzig sein, sie bedeuten in den vielen Zweifeln an der Möglichkeit der Stabilität auf lange Sicht einen wichtigen Stimmungsfaktor. Das Anziehen der Zinssätze auf neue Rekorde, das die Geldbeschaffung des Schatzamtes so erschwert, wird Fortschritte machen, und der Steuerausfall durch den Stahlstreik (60 bis 80 Millionen Dollar im Monat) vergrößerte den Anleihebedarf. Mit der landesüblichen Rücksichtslosigkeit wurde dieser Streik begonnen, den weder die Gesellschaften noch die Gewerkschaft, wohl aber die Gesamtwirtschaft des Landes teuer bezahlen muß. Da es immer wieder der Dollar ist, auf dessen Rücken die Interessenkämpfe ausgetragen werden, wird es für die Regierung immer schwerer, die Inflationspsychose einzudämmen. R. L.

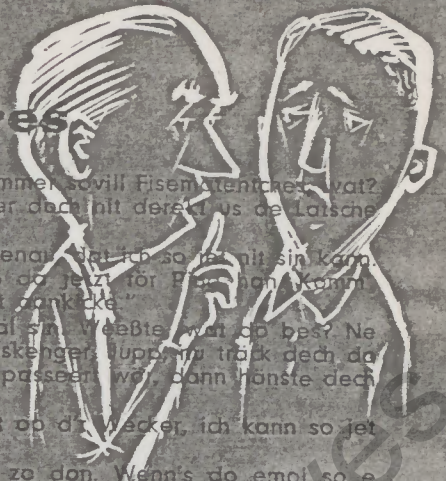
sunfall?

gen festgelegt. Als grundlegend sind Gewerbeordnung und Reichsversicherungsordnung zu nennen. Neben den staatlichen Organen ist den Berufsgenossenschaften das Recht übertragen und die Pflicht auferlegt, den Arbeitsschutz im Sinne der Unfallverhütung durch Unfallverhütungsvorschriften zu regeln.

Laut § 120a der Gewerbeordnung ist für die Betriebssicherheit der technische Leiter des Betriebes verantwortlich. Nach dem Betriebsverfassungsgesetz vom 11. Oktober 1952 ist der Betriebsrat verpflichtet, auf die Bekämpfung von Unfall- und Gesundheitsgefahren zu achten. Industrielle Betriebe haben eine innerbetriebliche Sicherheitsorganisation geschaffen. An deren Spitze steht der Sicherheitsingenieur. Die Institution des Sicherheitsingenieurs entlastet die betrieblichen Vorgesetzten nicht von ihrer gesetzlich übertragenen Verantwortlichkeit für die Unfallverhütung. Der Sicherheitsingenieur steht der Unternehmensleitung und den nachgeordneten betrieblichen Vorgesetzten als Berater zur Verfügung. Seine wichtigsten Aufgaben sind die Überwachung der Betriebsanlagen, Arbeitsplätze und Arbeitsverfahren auf Arbeitssicherheit; Bearbeitung des Unfallmeldewesens; Mitwirkung bei technischen Planungen, bei der Beschaffung von Sicherheitskleidung; Beratung und Aufklärung.

Die Befolgung der Arbeitsschutzmaß-

Jupp und Döres



„Sach ens, Jupp, mäkste eijentlich emmer sovill Eisenatenacker, wat? Für so e biske Blut zo sin, broch mer doch nit derekt us de Latsche zo Kippe.“

„Döres, lom mech in Roh. Do weeß jenau, dat ich so jet nit sin kann. Nä, nä, dä arme Schäng, wat muß do jetzt für Plän noch Kopp. Döres, ich kann et mech nit nih met dankicke.“

„Mensch, Jupp, on do well's ne Kääl sin. Weebste wat do bes? Ne Schlappschwanz beste! — Menschskenger Jupp, nu trück dich do emol an d'r Rieme. Wenn mech dat passeert wär, dann hönste dich jo och nit verdröckt. Oder?“

„Mann, Döres, nu fall mech doch nit op d'r Wecker, ich kann so jet äwe nit met dankicke.“

„Jupp, dat hät jo domet alles nix zo dan. Wenn's do emol so e Klötzke op d'r Dätz kris, nit, dann wöhd ich äwer nit de Kurv kratze. Denn dann hät mer kin Ziel för Jeföhle zu krieje. Dann muß mer flöck met danpacke, domet so ne Kääl, dä jet op d'r Kopp jekritt hät, nit noch nih op d'r Dätz kritt.“

„Jong, Döres, do häs joot quassele, äwer wenn ich mech met dankicke mößt, wie so ne Kääl wat von owe eranger op d'r Kopp kritt, Jong, do, dann wöhd et mech schwazz vör de Ooge on bei mech em Mare wöhd sech alles erömdriehe.“

„Och enä, watte nit sähst! Wenn et zo spät es, dann kriste Jeföhle, wat? Dann beste am jilene on am flatsche wie so en adl Oma. Äwer wennste d'r ganze Öwend beim Tillmanns Herrmann en de ‚Flotte Eck‘ an de Thek‘ stehs, on eene noh'm angere am verlöte bes, datte op dinne Buck en Landkaat mole könn, dann driehst sech bei dich nix em Mare, wat? On wennste so rischisch lecker eene en de Kron' häs on op allé vier noh Hus am rudere bes, dann wöhd et dich och nit schwazz vör de Ooge. Äwer wenn et drop aankütt, wenn et öm Minütcher jeht, dann beste op emol pingelisch. Nä, Jupp, so jeht dat och nit, dat mer dörch d'r Betrieb löpt als wenn mer Matsch en de Ooge hön. Kik dich dat röhsch ens aan, he. Domet de emol sühs, wat alles passeere kann, wenn mer dörch d'r Betrieb latscht, wie sonndächsmorgens dörch Jrafenberjer Wald.“

„Mann, Döres, et es jo joot. Nu hör ens endlech op, dat brochste mech doch jetzt nit alles zo verzälle.“

„Och enä! Jrad jetzt verzäll ich dich dat, do Jeck. Dat es öwerhaupt för so Heints wie dich de beste Jelegenheit. Sonst sähste jo doch emmer, dat wör alles Jraue Theorie, wat ich dich verzäll. He sühste emol, dat et kinne Quatsch es, wenn ich dich sach, dat mer dörch sine Betrieb nit wie e Heupädd öwer de Kö löpt. Ich wösch jo nit, dat do och emol so ne Klotz op d'r Dätz kris, äwer ich jlow, wens do nit emol sühs, wat dat för e lecker Jeföhl es, so ne Balke in et Kreuz oder ne Klotz op em Kopp zu krieje, kapeerst do dat jo em Löwe nit.“

„Döres, nun hör doch als endlech op. Dat jeht mech an de Nerve.“

„Äwe dröm, Jupp. Oder wellste mech verzälle, dat hön dich nit jenau so joot passeere könne, wie däm arme Schäng, dat do so ne Klotz op d'r Kopp kris?“

„Secher hön mech dat och passeere könne.“

„Dann paß op: mer kann sech dann och strelte, op dat arme Ferke von Schäng dat sälvs Schuld es oder nit.“

„Nä, Döres, dat kann mer äwe nit. Denn Schuld es dä dolle Tünnes, dä dat Klötzke hät op däm Jerüst lleje jellosse. Dat es doch klar.“

„So, meenste dat. Dann öwerläch dich doch emol, op dä Schäng nit doch jet Schuld hät, dat he jetzt en Blösch em Kopp hät.“

„Wieso dat denn?“

„Jupp, denk jetzt emol joot noh. Hät dä Schäng ne Schutzhelm op sine Kopp jehatt?“

„Nä, Döres, sons hön dä jo jetzt och kin Loch in sinne Dätz.“

„Sühste, Jupp. Hät jetzt dä Schäng och sälvs Schuld oder nit?“

„Jo, wenn mer sech dat so besüht, dann broch' dä Schäng jetzt nit e Loch em Kopp han. Dat stemt!“

„Jupp, wat heeß: wenn mer sech dat so besüht. Do es nix zo bekicke draan. Pack dich doch bloß emol an dinne dolle Kopp. On dann verzällste mech, wat dat Klötzke jemaht hön, wenn dat dich op d'r Dätz jefalle wör. Hä?“

„Lecks' mech doch en de Täsche. Minne Schutzhelm! Mensch, wo han ich dä denn. Wäht emol ne Momang, ich ben jlich widder do.“

„Ah, Jupp, wo löpste denn hin?“

„Minne Helm hole!“

„Sühste, han ich mech doch jedach. Emol kapeerste dat doch. Äwer do broch mer bei dich lang för, eh' mer dich dat emol plausibel jemaht hätt. — Komm, nu jank schon dinne Helm hole. Äwer breng derekt ne Najel on ne Hammer met.“

„Woröm dat denn, Döres?“

„Rot emoll! Domet ich dich dä Schutzhelm op dinne dolle Kopp feß-kloppe kann, sons häste em morje jo doch widder verjesse.“

nahmen wird durch öffentliche Organisationen überwacht, und zwar durch die staatlichen Gewerbeaufsichtsämter, und durch die Berufsgenossenschaften. Die Gewerbeaufsichtsämter haben Polizeigewalt. Sie können bei unmittelbar drohender Gefahr eine bestimmte Arbeit untersagen. Die 1884 gegründeten Berufsgenossenschaften haben keine Polizeigewalt. Zuwiderhandlungen gegen die von ihnen erlassenen Unfallverhütungsvorschriften können jedoch strafrechtlich verfolgt werden, wenn die Zuwiderhandlung einen Unfall zur Folge hatte. Es werden sowohl die Mitglieder der Genossenschaften, also die Firmen, in einem solchen Falle belangt als auch die Versicherten, also die Arbeitnehmer. Jeder deutsche Ge-

werbebetrieb muß Mitglied der für ihn zuständigen Berufsgenossenschaft sein. Die Berufsgenossenschaft erläßt nicht nur Unfallverhütungsvorschriften, sie führt auch bei eingetretenem Unfall das Heilverfahren durch und zahlt Renten an Unfallgeschädigte und Hinterbliebene.

Man sieht also: Staat, Berufsgenossenschaften, Betriebsführung, die innerbetrieblich eingesetzten Sicherheitsorgane — jeder tut, was er kann, um Fehlerquellen zu beseitigen und damit Arbeitsunfälle unmöglich zu machen — was vielleicht nie zu erreichen ist, wonach aber immer gestrebt werden muß. Und jeder einzelne Mann sollte in seinem ureigensten Interesse ein williger Arbeitsschutzhelfer sein.

Dortmund ist eine Reise wert

Auch im Oktober ladet die Bundesgartenschau ein

Es war eine Symphonie in Farbe, als im Frühjahr die Tulpe ihren 400. europäischen Geburtstag feierte und dreiviertel Millionen dieser fröhlichen und gar nicht stolzen Damen in Dortmund einen blühenden Reigen eröffneten. Man hätte mit der Farbfilmkamera durch die Bundesgartenschau 1959 streifen mögen und knipsen, knipsen — um einen Abglanz der Pracht zu erhaschen. Aber der Vergangenheit soll man keine Träne nachweinen. Auch im Oktober lädt die Bundesgartenschau zum Besuche. Auf den eigenen Wagen warten 15 000 Parkstellen gleich am Haupteingang. Die Bundesbahn setzt am Sonntag, den 11. Oktober, einen Sonderzug ein. Die Fahrt kostet hin und zurück DM 5.80. Vermutlich fährt das Bahnlein um neun Uhr ab Düsseldorf und achtzehn Uhr von Dortmund zurück. Genau läßt sich das nicht sagen, weil der Winterfahrplan bei Redaktionsschluß noch nicht bekannt war. Am Sonntag, den 27. September, fährt Sie ein Bus zehn Uhr von

der Bushaltestelle am Hauptbahnhof für acht Mark zur Bundesgartenschau und 18.30 Uhr zurück. Kinder zahlen DM 5.50.

Im Oktober gibt es in den Hallen die große Herbstsonderschau. Obst und Gemüse lachen den Besucher an. Großgärtner und Kleingärtner beraten, wie auch sie derartig prachttvolle Früchtchen ziehen können ... Auch dem, dessen Interesse nicht unbedingt Riesenkürbissen und dicken Äpfeln gehört, bietet die Schau im Oktober eine Menge. Schließlich sind 600 000 Quadratmeter Ausstellungsfläche nicht in zwei Stunden durchzusehen, auch nicht mit Hilfe des drei Kilometer langen Ausstellungsbahnleins. Allein zwei Teiche sind zu besuchen. Auf dem einen schwimmt eine Tanzinsel. Die Seen liegen bei 36 Meter Höhenunterschied in einem sanft hügeligen Gelände. Dahinter, hinter den hohen Bäumen, steht ein Hüttenwerk. Graue Schornsteine spucken rotes Feuer. Das ist ja das Besondere an dieser Bundesgartenschau, daß sich die Technik, die uns ernährt, nicht schamhaft verkriecht vor so viel Naturschönheit, sondern daß sie mitspielt, daß sie nicht reizvolle Kulisse für Snobs ist, sondern Lebenselement für 630 000 Menschen in Dortmund. Im schwefeligen Atembereich der Schwerindustrie schuf man einen unbeschreiblich schönen Garten, über dem auch im Herbst die Sonne scheint. Auch im Oktober blühen Rosen und die immergrünen Stauden — ist das etwa nichts? Es sind viele erprobte Stauden dabei, „industriefeste“: Blumen und Blüten, die man neben das Stahlwerk setzen kann, Pflanzen, die nicht in giftigen Dämpfen ersticken. Das ist die oft zitierte und noch öfter mißverständene Schönheit der Arbeit und noch mehr ist es ein Weg zur Gesundheit. Nicht zufällig entwickelte man in einem Stahlwerk an der Westküste der USA einen gewaltigen Staubsauger, der die Abgase der 100-Tonnen-Elektro-Ofen gewissermaßen „in den Sack steckt“. 792 acht Meter lange und 30 Zentimeter breite „Staubbeutel“ hängen in zwölf Batterien zu je 66 Stück in einem großen Gehäuse. An ihrem unter-

40jähriges Jubiläum



Anton Engels

kaufm. Angestellter (Reisholz)
Eintrittsdatum: 31. 3. 19



Jakob Meuffels

Vorarbeiter in Reisholz
Eintrittsdatum: 11. 8. 19

(Herr Meuffels wurde in den letzten Werkmitteilungen als 25jähriger Jubilar vorgestellt. Die Redaktion bittet um Entschuldigung)



Fotos aus „Garten und Landschaft“ Nr. 6/1959
im Verlag Georg D. W. Callway, München

25jähriges Jubiläum



Friedrich David

Sattler in Reisholz
Eintrittsdatum: 3. 3. 34

(Herr Davids Foto sollte in den letzten
Werkmitteilungen veröffentlicht werden.
Die Redaktion bittet um Entschuldigung.)



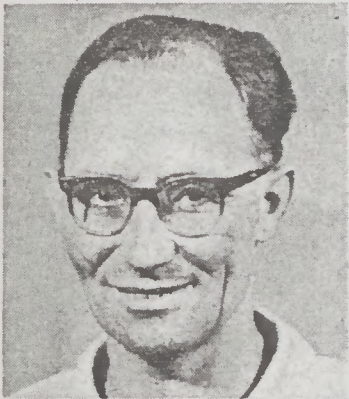
Josef Oster

E-Karrenfahrer in Oberbilk
Eintrittsdatum: 4. 4. 34



Fritz Schütte

Leiter des Techn. Büros Oberbilk
Eintrittsdatum: 28. 6. 34



Matthias Höbel

Blockputzer im Martinwerk
Eintrittsdatum: 10. 9. 34



Franz Rajm

Lohnbuchhalter in Reisholz
Eintrittsdatum: 12. 9. 34



Valentin Rudolph

Meister im Baubetrieb II
(Oberbilk)
Eintrittsdatum: 13. 9. 34



Bernhard Hallen

Vorarbeiter in der Räder-
schmiede
Eintrittsdatum: 14. 9. 34



Heinz Wilhelm

Füllkranführer in Oberbilk
Eintrittsdatum: 14. 9. 34



Maria Schmidt

Kaufm. Angestellte (Reisholz)
Eintrittsdatum: 5. 9. 44

ren Ende münden die Filterschläuche in Vibrationsförderern, in die der gesamte „Staub“ hineinrieselt. Die Giftdämpfe der Stahlindustrie belasten nicht nur die menschlichen Organe, sondern auch die pflanzlichen. Die Pflanzen aber sollen den Menschen zu besserer Atemluft verhelfen: Stickstoff, den der Mensch ausatmet, braucht die Pflanze. Dafür „liefert“ sie den vom Menschen dringend benötigten Sauerstoff. Das Gesetz, unter dem die Bundesgartenschau in Dortmund steht, heißt Natur und Technik — weniger als ästhetisches Anlie-

Bauwerk der Bundesrepublik. Dortmund ist tatsächlich eine Stadt der Superlative geworden. Die Restaurants und Cafés der Ausstellung bieten 6 500 Gästen Platz und Verpflegung. Die größte bisher in Deutschland gebaute Fontänenanlage wirft ihre Wasserstrahlen in einer Breite von 40 Metern über den Wasserspiegel empor. 120 000 Quadratmeter Grünfläche verbinden das Gartenschauland mit der Westfalenhalle. Dazwischen liegt ein Hubschrauberlandeplatz. Und um alle diese Sehenswürdigkeiten zu sehen, bedarf es nur

MUCKI

Lange Zeit hat er zum Sterben gebraucht und so zäh wie Mucki nun einmal ist, so schwarz wie seine unerforschliche Seele, so langsam hauchte er seinen Geist in unseren Reihen aus. Wenn man sich einigermaßen auf landläufige Chronistenberichte verlassen kann, erblickte Mucki in der Mitte des vorigen Jahrhunderts das Licht der Welt. Sehr schnell fand dieser Geselle überall Eingang, vor allem in militärischen Kreisen. Man sagt, daß er dort immer noch fröhliche Feste feiert und an anderen Plätzen und in anderen Werken lustig weiter lebt. Er wird kritisch oder besser ungetadelt von einigen hunderttausend Menschen tagtäglich — etwa so wie Zahnschmerzen — hingenommen. Jetzt, da wir in mancher Beziehung erfolgreich „entmilitarisiert“ haben (oder etwa nicht?), erstaunt es, daß dieser Weggenosse von Preußens Gloria die Entrümpelung überstand ... Es sei, wie es sei — aus unserem Werk ist Mucki jedenfalls verbannt. Für uns ist er gestorben.

Sicherlich haben Sie längst gemerkt, wer Mucki ist oder besser gesagt war. Oder sollten Sie bereits so viel von ihm getrunken haben, daß das Schwarz seiner Seele Ihre Urteilskraft geblendet hat? Nun gut! Sein voller Name ist Muckefuck. Sein Aussehen ist undefinierbar, sein Geschmack scheußlich bis mittelpfächtig, je nachdem, ob man ihm mindestens die Hälfte Milch oder einige Unzen Zucker hinzufügt. Das betörende Aroma lockt selbst hartgesottene Warmarbeiter aus ihrer Reserve, und seine Rückstände sind in der Lage, Legionen unserer weiblichen Fußboden- und Waschraumpflegerinnen tagelang mit Scheuermitteln bewaffnet wirken zu lassen. Die einmalige Kraft seines Durststillvermögens ist so groß, daß er augenblicklich ganze Scharen von Mitarbeitern zum Cola- oder Sprudelwasserausschank treibt.

Beenden wir diesen Nachruf. Stellen wir fest, daß es bei uns keinen Kaffee-Ersatz mehr geben wird. Pessimisten glauben, diese Maßnahme beziehe sich lediglich auf die Sommermonate. Nein, selbst im Winter, wenn's schneit, wird es in unseren Frühstücksräumen ausschließlich Tee geben.

Werden wir an dieser Stelle etwas ernster und versuchen wir, uns einige Fragen zu beantworten: Der Mensch braucht bekanntlich zur Erhaltung seiner Lebensfunktionen neben festen Nährstoffen eine gewaltige Menge Flüssigkeit. Schließlich und endlich bestehen wir ja zu einem hohen Prozentsatz aus Wasser. Der Lebensvorgang und erst recht der „Arbeitsvorgang“, den unser Körper „durchmacht“, ist eine Art ständiger Verbrennungsprozeß, bei dem neben der Körperwärme und damit der Bewegungsenergie sehr viel Wasser verarbeitet und auch verdunstet wird. Einleuchtend ist, daß bei gesteigerter Arbeitsleistung die Intensität derartiger Vorgänge erheblich zunimmt. Logisch also, daß ein Warmarbeiter oder ein Mann, der bei hohen Umwelt-



Drei Mühlensteine im See ...

gen denn als soziologisches und biologisches. Ein Kleingartenpark, Musterkleingärten — darin Siedlungshäuser — geben Anregung und zeigen, vorauf es im Lande des Stahls — zu dem auch Düsseldorf gehört — ankommt. Der eigentliche, der schöne Gesamtanblick wird in Dortmund selbstverständlich auch gepflegt. Arbeitete die großzügige Anlage von Hamburgs internationaler Gartenbauausstellung 1953 im Schmuckkästchen Pflanzen und Blumen mit pflanzlichen Superlativen, so tut es die Bundesgartenschau Dortmund mit technischen: ein ganzer Stadtteil im Süden der Stadt veränderte sein Gesicht. Aus Trümmerplätzen, wilden Laubenkolonien, einer Grünschneise bis zum Stadtkern, der Kleingartenanlage „Am Segen“, dem Rombergpark bis in die freie Landschaft mit einer kreuzungsfreien Straße und der Anschlußstrecke zur Autobahn Leverkusen—Kamen — so entstand seit 1956 die Bundesgartenschau 1959. Es ist die bisher räumlich am weitesten ausgedehnte Ausstellung dieser Art. Der 218 Meter hohe Aussicht- und Fernmeldeturm — mit dem sich drehenden 134 Meter vom Boden entfernten Café darin — ragt am höchsten Geländepunkt aus den Baumkronen heraus. Es ist das bisher „längste“

zweier Deutscher Mark, Kinder kosten 50 Pfennig, Lehrlinge DM 1.—.



Florian, der fröhliche Bergmann mit der phantastischen Blüte in der riesigen Pranke, freut sich über jeden Besuch.

Ursula Landgraf

temperaturen zu arbeiten hat, einen wesentlich höheren Flüssigkeitsverbrauch zu verkraften hat als ein Mensch, der in gleichmäßig temperiertem Raum seinem Tagewerk nachgeht. Diese „verbrauchte“ Flüssigkeit zeigt sich in Form von Schweißbildung, wir schwitzen. Ferner geht ein großer Teil mit der Atemluft aus dem Körper. Die Menge des „abgedunsteten“ Wassers läßt sich kaum berechnen. Sie ist erheblich und man kann sogar beweisen, daß ein in großer Hitze arbeitender Mensch zwischen vier und acht Litern Flüssigkeit verliert. Selbstverständlich muß diese Fehlmenge ausgeglichen werden. Die Natur hat in Form des Durstes ein sicher funktionierendes Instrument eingebaut. Wohl gemerkt: Alkoholische Getränke rangieren außerhalb dieser Betrachtung! Nicht, daß jetzt jemand hingehört und erklärt: Siehe, Mutter, da steht es Schwarz auf Weiß, warum ich immer solch einen Durst hab'.

Stellen wir also fest, daß wir trinken müssen, um die entstandenen Verluste auszugleichen. Gleich taucht die Frage auf: Was sollen wir trinken? Was nützt und was schadet? Warm oder kalt? Die Antwort ist nicht schwer: nämlich Wasser. Ganz schlicht und einfach: Wasser! Das klingt so ähnlich wie: Zurück zur Natur ... aber es ist wahr. Nur, und



jetzt kommen die großen berechtigten Einwände: Hätte jeder Mensch in erreichbarer Nähe seines Arbeitsplatzes einwandfreies reines Quellwasser, so könnte er unbedenklich trinken, bis der Durst gestillt ist. Aus unseren Leitungen fließt aber leider kein Quellwasser. Vielmehr kommt da technisch bearbeitetes, gefiltertes, gereinigtes, desinfiziertes und zum Schluß noch chloriertes Wasser heraus. Es schmeckt abgestanden und nach den Leitungen, durch die es fließt. Kein Genuß und zudem nicht unbedenklich.

Wir greifen also zu künstlichen Mitteln, um das Getränk wieder reizvoll zu gestalten, um die Geschmacksnerven zu reizen und ihnen wohlzutun. Wir kochen das Wasser, damit alle möglichen Beimengungen niederschlagen werden und fügen nachträglich Geschmacksstoffe hinzu. Die Zahl der angewandten Mittel ist nicht mehr zu erfassen. Aber eines steht fest, daß sich nämlich ein Kräuteraufguß — der

Tee — bei allen Völkern dieser Erde seit Jahrhunderten bewährt hat und wohl auch in Zukunft bewähren wird. Man könnte jetzt eine langatmige Betrachtung über das Für und Wider der verschiedenen Teesorten anstellen. Lassen wir das. Betrachten wir besser den Tee, den unser Werk der Belegschaft zur Verfügung stellt. Er besteht aus Hibiscusblüten — daher die schöne Farbe — Hagebutten, Apfelpektine, Pfefferminze, Schwarze Johannisbeere, Melissen- und Weißdornblüten. Das und noch weitere Ingredienzien ergeben neben einem angenehmen, doch neutralen Geschmack ein dem Auge gefälliges und in vieler Hinsicht der Gesundheit dienendes Getränk. Wer etwas von Kräutern und ihrer Wirkung versteht, wird schon beim Lesen der Namen nachdenklich und begreift, daß hier viele günstige Einflüsse auf den Körper einwirken.

Wer Genaueres wissen möchte, dem sei erklärt: Hibiscusblüten geben die Farbe und den fein säuerlichen Geschmack, Hagebutten sind vitamin-C-haltig. Sie sorgen für Neubildung des Knochengewebes, bekämpfen Herzbeschwerden und verzögerte Wundheilung. Apfelpektine fördern die Mundschleimbildung und verhindern die zu schnelle Austrocknung der Schleimhäute bei heißer Außenluft. Pfefferminze wirken günstig auf Magen und Gallensekretion. Melisse beruhigt das Nervensystem und Weißdorn stärkt die Arbeitsmuskulatur des Herzens. Gänsefingerkraut und

Scharfgarbe setzen Verkrampfungsbereitschaft herab.

Alle diese Wirkstoffe sind in so kleinen Mengen enthalten, daß sie stets nützen, aber niemals schaden können — selbst einem eifrigen „Trinker“ nicht. Fassen wir zusammen: Es handelt sich bei unserem Tee nicht um ein mehr oder weniger gefärbtes Wasser, sondern um einen echten Kräuteraufguß. Das ist ein gewaltiger Unterschied gegenüber dem Mucki, der nichts von Vorzügen und Vitaminen weiß. Kaffee-Ersatz bleibt eben Ersatz. Vielleicht gelingt es, den Verbrauch von kohlesäurehaltigen Getränken mit dem Tee einzudämmen. Ein Begräbnis erster Klasse wäre auch hier kein Schaden, zumal der Kumpel dabei noch seine Pfennige spart. Der Tee ist gut und erprobt, nützlich, gesundheitsfördernd und schmackhaft. Und wie gesagt, es bleibt dabei:

... der Mucki ist tot!

Dr. R.

Wohin mit den Büchern?

Bücher machen Freude. Jumbo, der Redaktions-elefant, hört das jedenfalls von den Zweibeinern. Aber anscheinend hat er sich doch getäuscht. Oder die Zweibeiner haben andere Vorstellungen von Freude. Hinter hohen Hecken versteckt sieht Jumbo sie zwar bildungs- und unterhaltungsbeflissen zu den Quellen des Wissens eilen. Aber wie eilen sie zurück? Funkelnagelneue Bücher lassen unterm Arm geklemmt. Jumbo kann, wenn er sich noch größer macht, als er ohnehin schon ist, sogar die Titel lesen. Tolle Sachen — so von Liebe, Leidenschaft und Tod. Obwohl dabei ein wonniges Erschauern über seine dicke Elefantenhaut rieselt, hätte er es lieber gesehen, wenn die Bücher eingepackt worden wären. Dafür liegt nämlich das viele Papier in den Büchereien herum. Oder sollten Zweibeiner nicht lesen können? Das kann doch nicht sein! Schließlich lesen sie Bücher. Die Leseordnung, wie sie Jumbo versteht, sagt, daß Leihbücher verpackt zur Bücherei zu bringen und wieder wegzutragen sind. Jumbo würde mit seinem Rüssel Papier um die Bücher schlagen. Das ist für einen Elefanten eine ziemliche Anstrengung. Mit Menschenhänden geht es gut.

Es sind stets die gleichen Zweibeiner, die weder beim Kommen noch beim Gehen Papier um die Bücher schlagen. Und dann gibt es auch welche, die verschmieren die schönsten Bände. Daß ihnen das Spaß macht, kann sich Jumbo gar nicht vorstellen. Manchmal sind es ja die Kinder. Die wissen das noch nicht. Kinder malen ja gern. Wenn sie sich dazu Werkbücher aussuchen, dann geht das auf das Schuldkonto Papas oder Mamas. Die Kleinen verstehen noch nicht, worum es geht. Manchmal fährt sich Jumbo ganz traurig mit dem Rüssel hinter seine großen Löffel. Da meint er dann, die Großen verständen ebenfalls von nichts etwas. Warum schneiden sie sonst in umlaufende Zeitungen und Zeitschriften kleine oder große Löcher? Das sei gar nicht dumm, sondern sogar sehr klug, hat man Jumbo gesagt. Das seien nämlich wichtige Artikel, die der (Heraus)Schneider in seinem Schreibtisch sammelt. Wenn das unter Menschen auch kluge Leute sein mögen, so findet sie Jumbo in seinem Elefantenverstand weniger klug. Er meint, eine Zeitung, die aussieht wie ein Schweizer Käse — nämlich mit soviel Löchern — das sei keine Zeitung, sondern höchstens Packpapier (für die Leihbücher). Aber die Zeitung soll ja als Zeitung ins Archiv, damit jeder findet, was er nach zwei Jahren gerade sucht. Wenn da aber Löcher sind, aus diesem Grunde kann der Zweibeiner keine Weisheit schöpfen. Darum meint Jumbo, es sei besser, die Zeitungen so zu lassen, wie sie sind, damit jeder etwas davon hat und die Bücher einzuschlagen; denn sonst darf er eines Tages keine mehr lesen. Jumbo weiß das alles nicht so genau, er sagt nur weiter, was man ihm gesagt hat.

Die lieben Gröschelchen

Daß der Vater das letzte Wort hat, fanden Frau Schmitz und die Blagen bisher — aus der Tradition heraus — ganz in Ordnung. Durch höchsttrichterliche Entscheidung aber hat man den Papa nun entthront. „Männer und Frauen sind gleichberechtigt“, heißt es in Artikel 3, Absatz 2 des Grundgesetzes. Vor kurzem wurde dem Vater der sogenannte „Stichentscheid“ genommen, so daß nun das Grundgesetz wortwörtlich erfüllt ist. Bei der Familie Schmitz wird sich also in nächster Zeit einiges ändern. Aber mitbestimmen heißt auch mitplanen, und da die lieben Gröschelchen dabei eine nicht unerhebliche Rolle spielen, sollten wir uns einmal ein bißchen darüber — besonders mit Ihnen, liebe Frau Schmitz — unterhalten, da Sie ja der Finanzminister der Familie sind. Es heißt, offene Türen einzurennen, wenn behauptet wird, daß bei steigendem Einkommen auch die Ansprüche steigen. Am Monatsende fehlen überall die gleichen fünfzig Mark. Die Teilzahlungsangebote sind so verführerisch, daß man viel Energie aufbringen muß, um den Strom des Haushaltsgeldes in die richtigen Kanäle zu lenken. Von den Hochwasserkatastrophen in einzelnen Haushaltungen, die durch falsches Vorplanen des Einkommens entstanden, berichten die Pfändungen. Davon singen die Lohnbüros tagtäglich ein traurig Lied.

Ja, liebe Frau Schmitz, von Rechts wegen hat der Vater nicht mehr das letzte Wort. Das aber heißt, daß Sie ebenso wie er verantwortlich sind: Mitbestimmen heißt auch mitverantworten! Und was sich mit den Lebenshaltungskosten tut, das weiß keiner besser als die Hausfrau. Die wichtigsten landwirtschaftlichen Erzeugnisse ziert ein Preisschildchen, deren Ziffer schlicht und einfach als hoch bezeichnet werden muß. Derartige Preisentwicklungen können auf die Dauer gesehen auch durch tarifliche Lohnveränderungen nicht immer abgefangen werden. Durch einen Käuferstreik bei ungewöhnlicher Preisentwicklung aber würden wahre Wunder bewirkt. Nach diesem Satz hören wir es förmlich murmeln: „Ihr habt gut reden, mein Alter will aber jeden Tag sein Bröckelchen Fleisch haben.“ — Nun, ebenso, wie man sich im Zuge der Gleichberechtigung am Sonntagvormittag zum Geschirrabtrocknen bereitet, sollte man in Zeiten ungewöhnlicher Preissteigerungen einen Haushaltsplan aufstellen. Keine Frau will doch mit den vom Mann sauer verdienten Gröschelchen bestimmten Kreisen das Raffan noch leichter machen! Die Verdienste in der Hüttenindustrie hingegen stehen auf wirklichkeitsnaher Grundlage. Jede Mark wird durch einen bestimmten Arbeitsaufwand verdient. Der Lohn ist ein vereinbarter Bestandteil, der nur nach tariflichen oder betrieblichen Absprachen verändert werden darf und kann. Der Brutto-Verdienst eines Hüttenarbeiters im Stahl- und Röhrenwerk beträgt im Durchschnitt seit dem 1. Juli 1959 DM 600.— im Monat für einen Voll-Lohnempfänger, also einen Lohnempfänger, der das

21. Lebensjahr erreicht hat. Das wäre also der Verdienst ohne Abzüge. Die Überstunden und die Sonntagsarbeit sind hier nicht eingeschlossen. Die Beiträge zur Sozialversicherung, die der eigenen sozialen Sicherheit dienen, werden vom Brutto-Verdienst abgezogen, ferner die unabwendbaren Steuern, ohne die Vater Staat nun einmal nicht leben kann. Einen volkswirtschaftlichen Vortrag wollen wir uns an dieser Stelle sparen. Daß zum Beispiel Kinderheime, Schulen, Krankenhäuser und vieles andere von Steuergeldern finanziert werden, ist im allgemeinen bekannt. Nicht bekannt ist dagegen, daß von diesen Steuergeldern kränkelnde Wirtschaftszweige Subventionen erhalten. Darunter fällt auch die Landwirtschaft. Das nur am Rande.

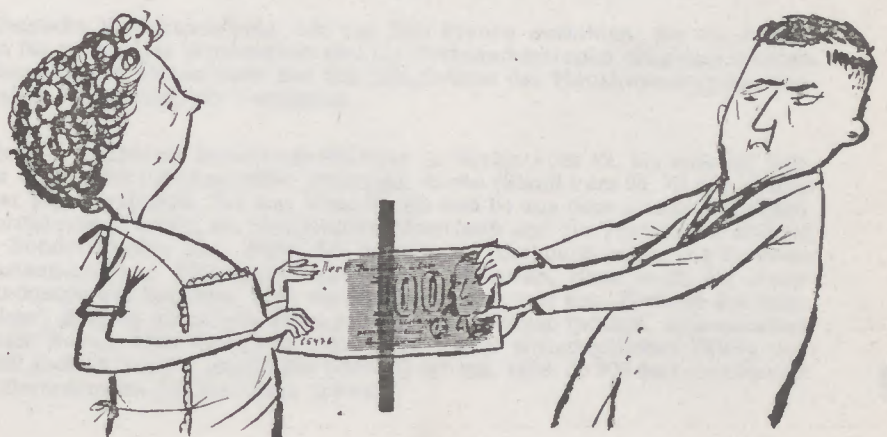
In diesen Bruttoverdiensten sind nicht enthalten die freiwilligen sozialen Leistungen unserer Firma; als da sind: Das Erholungswerk, kostenlose Fahrgelegenheit zum Urlaubsort, auch für Frauen und Kinder, verbilligte Kohlen, Baudarlehen, unsere Bücherei, nicht zu vergessen preisgünstige Werkwohnungen und verbilligtes Mittagessen. DM 196 604.31 kosteten dem Werk im Jahr 1958 Mittagessen, Kantine und ärztliche Betreuung sowie medizinische Behandlungen in unserem Gesundheitshaus, wenn Sie, liebe Frau Schmitz, das Rheuma plagt. Dieses Jahr werden die Kosten noch höher kommen. Eine Massage kostet im Benrather Schwimmbad DM 4.— bis DM 6.—. Bei uns werden diese Behandlungen, wenn sie vom Arzt verordnet sind, kostenlos erteilt. Freilich haben Sie dafür ihren Obolus an die Krankenkasse entrichtet und natürlich könnten Sie die Massage auch an jeder anderen Stelle nehmen, die für unsere Betriebskrankenkasse arbeitet. Aber Sie werden dennoch zugeben, daß ein Gesundheitshaus in diesem Umfang und in dieser ausgezeichneten technischen Ausstattung — das ausschließlich für die Betriebsangehörigen und ihre Familien da ist — eine feine Sache ist. Hier muß niemand so lange warten, wie in den öffentlichen Badeanstalten. Wie sagt der Amerikaner? Zeit ist Geld. Diese Leistungen, wie das Gesundheitshaus, die vom Betrieb getragen werden, sind gerechterweise auch ein Verdienst des Mannes und müssen deshalb zum Lohn gerechnet werden, auch wenn sie nicht

auf der Tüte erscheinen. Hinzukommt, daß in Krankheitsfällen in Zukunft die beiden Karenztage ebenfalls bezahlt werden. Durch die verkürzte Arbeitszeit — seit dem 1. April 1957 — von 48 auf 44 Stunden je Woche — hat die Firma ebenfalls Kosten aufbringen müssen. Es wird nicht weniger geleistet, im Gegenteil, die Produktion ist von Jahr zu Jahr gestiegen dank der Arbeitsintensität unserer Arbeiter und modernen Anlagen. Die aber kosten Geld, viel Geld. Das alles sind Beträge, die in einem Jahr in die Millionen gehen. Dabei mußten wir versuchen, gegenüber den gleichartigen Werken konkurrenzfähig zu bleiben, damit wir auch in Zukunft den Männern die Arbeitsplätze erhalten können. Nicht unerheblich sind die Maschinen- und Energiekosten, die täglich anfallen, ob wir nun ein tausend Tonnen fabrizieren oder achttausend. Haushaltsorgen gibt es hier wie da — bei vier Personen und bei viertausend.

Während der Flaute in der Hüttenindustrie hat das Stahl- und Röhrenwerk seine Arbeitskräfte behalten und hat von Massenentlassungen abgesehen. Wissen Sie, liebe Frau Schmitz, daß einige Hüttenwerke bis zu 10 Prozent ihrer Belegschaft gekündigt haben? Wir denken, daß hier bei sorgfältiger Planung zwischen Geschäftsführung und Betriebsrat auch in Zukunft nicht zu derartigen Maßnahmen geschritten zu werden braucht.

In den Schichtbetrieben ist übrigens eine günstige Verschiebung der Arbeitszeit zu begrüßen. In der ersten Woche wird jeweils 48 Stunden gearbeitet, in der zweiten 40, so daß sonntags frei ist. Für die Drei-Schicht- und Erhaltungsbetriebe ist diese Lösung leider noch nicht möglich. Da muß erst die 40-Stunden-Woche eingeführt werden. Was es auch sei — wir sind auf die Mitarbeit aller Männer angewiesen — und dann werden auch alle davon profitieren. Natürlich, wenn der Himmel einmal einfällt, sind alle Spatzen tot!

Erfreulicherweise haben wir in der Hüttenindustrie seit einigen Monaten wieder eine lebhaftere Konjunktur, so daß wir sogar unter Arbeiter- und Angestelltenmangel leiden. Die Bergarbeiter im Ruhrgebiet versuchen, ihre außergewöhnlichen Haldenbestände durch Fehlschichten zu mindern. Wie wir aus



der Presse erfahren, wird es jetzt zu Massenentlassungen kommen. Erfreulicherweise kann die Hüttenindustrie dem Kumpel aus dem Bergbau einen Arbeitsplatz vermitteln.

Ab 1. Oktober müssen Sie sich, liebe Frau Schmitz, mit Ihrem Haushaltsgeld auf die monatliche Lohnzahlung umstellen. Das heißt nicht, liebe Mutti, daß der Papi nur einmal im Monat sein Taschengeld in der bisherigen Höhe für die Skat- und Kegelabende erhält. So weit geht die Gleichberechtigung nun doch nicht! Nach zahlreichen Gesprächen zwischen Geschäftsführung und Betriebsvertretung hat man sich geeinigt, die monatliche Lohnzahlung in unserem Werk einzuführen. Viele staatliche Unternehmen und private Firmen machen das seit Jahren. Bedingt war diese Maßnahme im Stahl- und Röhrenwerk durch den Personalmangel und durch die Häufung der Arbeit in den Personalbüros. Die Arbeitsfülle ist bedingt durch das in letzter Zeit besonders lebhaftes Kommen und Gehen der Arbeitskräfte, durch die komplizierte Steuergesetzgebung und durch das Ansteigen der Belegschaft. Seit Jahr und Tag mußten in diesen Personalbüros Überstunden geleistet werden, um die wöchentliche und die vierzehntägige Lohnzahlung terminlich einhalten zu können. Von einer 44-Stunden-Woche kann man dort bis heute nicht sprechen. Eine Umstellung des Haushaltes wird nunmehr notwendig. Aber was die Angestelltenfrauen können, schaffen Sie, liebe Frau Schmitz, ja auch! Für die ersten Monate gibt es auf Wunsch ein Überbrückungsgeld, das in Reisholz bis zu DM 300.— und in Oberbilk bis zu DM 400.— betragen kann und in zwei Raten gezahlt wird. Oberbilk bekommt mehr, weil zur Zeit dort noch die wöchentliche Lohnzahlung besteht, im Gegensatz zur vierzehntägigen in Reisholz. Der Vorschuß wird in Oberbilk in höchstens zehn Monaten und in Reisholz in höchstens acht Monaten in entsprechend gleichbleibenden Raten einbehalten. Die Auszahlungstermine für die monatliche Lohnzahlung sollen für die nächste Zeit sein

am 12. bzw. 13. November Monatslohn für Oktober
am 15. Dezember Monatslohn für November
am 14. Januar Monatslohn für Dezember
am 15. Februar Monatslohn für Januar

Übrigens, in diesem Zusammenhang etwas recht Aufschlußreiches: Nach der Umstellung der wöchentlichen Lohnzahlung in Reisholz auf die vierzehntägige stellte man fest, daß ein Verkaufsrückgang des nicht unbedingt lebensnotwendigen häuslichen Bedarfs zu verzeichnen war. Dafür wurden größere Gegenstände gekauft und — zwar bar. Bei der monatlichen Lohnzahlung dürften die Vorteile noch größer sein. Es ist leicht — wenn man Geld hat — in preisgünstiger Zeit mehr Obst zu kaufen und es im Kühlschrank zu lagern. Sollte der Kühlschrank noch nicht vorhanden sein, wird er vom Monatslohn leichter beschafft als vom Wochenlohn, da hier ja „ein größerer Haufen“ beisammen ist. Angenommen, der Kühlschrank kostet DM 600.—. Wird er in

zwölf Monatsraten bezahlt, so kommen DM 19.50 darauf, nämlich ein halbes Prozent auf jeden Monat. Nicht gerechnet werden Ärger und Lauferei, um die Teilzahlungsbeträge rechtzeitig zu entrichten. Aber — Teilzahlung ist ja nun nicht mehr notwendig! Herr Schmitz läßt sich eine verbilligte Kaufquelle durch die Sozialabteilung sagen. Bei Barzahlung von DM 600.— spart er zehn Prozent ein, so daß das gute Stück nunmehr frei Haus DM 540.— kostet. Das sind dann annähernd achtzig Mark, die Sie erhalten, liebe Frau Schmitz! Das ist nicht die halbe, sondern fast die ganze Monatsmiete. Aber warum flüstern Sie im Hintergrund: „Und wo bleiben die eingesparten Zinsen der Firma bei einmaliger Zahlung im Mo-

nat?“. Auch hier ein offenes Wort: Der Zinsgewinn beträgt DM 2 411,37 im Jahr, das bedeutet bei unseren rund 3 200 Arbeitern einen Zinsgewinn von DM 0.74 pro Mann und Jahr. Dieser „Gewinn“ steht in keinem Verhältnis zur Kompensation der betrieblichen Lohn- und Sozialleistungen, die seit 1. Juli und 1. Oktober 1959 betrieblich vereinbart worden sind.

Und zum guten Schluß noch ein Anliegen — es ist ohne einen Anflug von Bosheit gemeint: Trotz aller Gleichberechtigung und Mitbestimmung wird der Papi doch das letzte Wort behalten, auch wenn er einsehen muß, daß seine gute Ehefrau im Recht ist. Schließlich ist er der Papi und bringt das schwer erarbeitete Geld nach Hause, nicht?



Rationalisierungsberater stießen auf einen hochbezahlten Prokuristen, der alle Aufträge in ein überdimensionales Auftragsbuch eintrug. Dann schrieb er sie auf Karteikarten und anschließend, aus einem unerfindlichen Grund, nochmals auf besondere Zettel. Die Rationalisierungsberater wiesen darauf hin, daß es moderne Methoden der Betriebsorganisation gebe, die helfen würden, viel Zeit und Mühe zu sparen. Der Prokurist wehrte jedoch mit dem Hinweis ab: „Unser alter Chef wünscht das so.“ Die Berater baten um ein Gespräch mit dem Chef. „Nein“, sagte der Prokurist, „das geht nicht — denn er ist vor sieben Jahren gestorben“.

■ Den Autofahrern ist es eine Selbstverständlichkeit, beim Kauf eines Wagens den alten in Zahlung zu geben oder ihn vorher selbst zu verkaufen. Dementsprechend hat man jetzt in Fachkreisen, da der Absatz langlebiger Konsumgüter nachzulassen droht, angeregt, auch für Haushaltgeräte einen Gebrauchsgütermarkt zu schaffen. Sicher werden sich viele Verbraucher von einem veralteten Kühlschrank oder einer unmodernen Waschmaschine leichter trennen und ein neues Modell erwerben, wenn sie das alte verkaufen können.

■ Nach Untersuchungen des amerikanischen Eisen-Instituts beträgt die durchschnittliche Lebensdauer eines Kühlschranks in USA zwölf Jahre.

■ Die Industrie- und Handelskammer Freiburg hat eine Stelle eingerichtet, bei der die Verbraucher sich über Qualität, Preis oder Verkaufsbedingungen einer Ware beschweren können. Die Kammer leitet die Wünsche und Beschwerden an die zuständigen Stellen des Handels weiter, wo sie überprüft und ausgewertet werden.

■ Das Rationalisierungs-Kuratorium der Deutschen Wirtschaft empfiehlt den Vorgesetzten, die Frauen am Arbeitsplatz persönlicher als die Männer zu behandeln. Frauen leben aus dem Gefühl heraus und sind nur schwer in der Lage, auf sachliche Vorhaltungen einzugehen. Werden sie persönlich als Mensch angesprochen, ist mit ihnen jedoch ein ausgezeichnetes Arbeiten.

■ Der Deutsche Hausfrauenbund läßt zur Zeit Frauen ausbilden, die als Beraterinnen für rationelles Wirtschaften und für Verbraucherfragen tätig sein werden. Die Beraterinnen stehen nicht nur den Mitgliedern des Hausfrauenbundes, sondern allen Hausfrauen zur Verfügung.

■ Auf der 10. Deutschen Industrieausstellung in Berlin vom 12. bis zum 27. September waren 1959 1050 Aussteller vertreten, davon (Stand vom 25. 7.) 620 Firmen aus der Bundesrepublik, 341 aus West-Berlin und 64 aus dem Ausland. Belgien, Großbritannien, Kanada, die Niederlande, Österreich und die Vereinigten Staaten boten Sonderschauen am „Platz der Nationen“. Erstmals zeigte die Deutsche Industrieausstellung Erzeugnisse sämtlicher Industrien; denn auch die Automobilindustrie war vertreten. Eine weitere Neuerung war ein „Festival des Industriefilms“. Sedzig prämierte Filme passierten vor einem fachlich interessierten Publikum Revue. Man verspricht sich einen großen wirtschaftlichen Erfolg von der 1959 auch an Ausstellungsfläche (1958: 53 000 qm, 1959: 56 700 qm) erweiterten und außerordentlich gut besuchten Schau.

Aus unserer Werkbücherei

Herbert Wendt: **Ich suchte Adam.** Roman einer Wissenschaft. — Hannover: G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. — 608 Seiten.

Roman einer Wissenschaft nennt der Autor sein Buch. Er meint damit die Anthropologie, die Wissenschaft vom Menschen. Das Buch ist aber auch ein Roman der Biologie, der Physiologie und der Zoologie; denn es berichtet vom Leben, den Vorgängen im lebendigen menschlichen und tierischen Körper. Das Werk ist ferner eine Lobeshymne auf Paläontologie und Archäologie — das schließt ein die Irrungen und Wirrungen des menschlichen Geistes, seine Purzelbäume, seine Heldentaten und seine infamen Betrügereien gegen sich selbst. Herbert Wendt, ein gebürtiger Düsseldorfer, studierte Zoologie und lebt heute als Lektor, Journalist und freier Schriftsteller in Baden. Er war also wie kein zweiter berufen, ein Sachbuch dieser ungewöhnlichen Art zu schreiben. Es wird laufend auf dem neuesten Stand der Wissenschaft gehalten, hat ein ausführliches Register, Literatur- und Tafelverzeichnis. Man kann es also getrost als Nachschlagewerk benutzen. Man kann es auch als Roman lesen und kindlich staunen über das merkwürdige Wesen Mensch. Das Buch ist flüssig und teilweise witzig geschrieben.

Seit es sich die Wissenschaft abgewöhnt hat, das Rätsel der Entstehung des Lebens auf unzulängliche fremde Sterne zu verlagern, von denen Lebenskeime zur Erde geflogen sein sollen, ist man dem großen Geheimnis des Planeten Erde wesentlich nähergekommen. Jahr für Jahr werden einige Schritte vorwärtsgetan auf einem der zahlreichen Wege, auf dem sich Forscher verschiedener Fachrichtungen an dieses Problem herantasten. Wer Zeuge bei dieser Entwicklungsgeschichte sein will, wer mit Castaret und Godin die Höhle von Montespan entdecken will, wer in Ehrfurcht vor den abstrakten Malereien (ja, die Kunst begann ungegenständlich!) der „Urmenschen“ verharren will, der suche mit diesem Buch Adam. Er wird ihn finden.

Robert Neumann: **Die Insel der Circe.** Roman. — München: Verlag Kurt Desch. — 212 Seiten.

„Ich gehe mit dem Dänen. Er hat eine Glanzstofffabrik. Mein Koffer steht in Deinem Zimmer. Warum nimmst Du den Schlüssel mit? Ich bin wütend. Ich kann nicht warten. Es ist Entführung. Jetzt sind alle Kleider bei Dir. Dafür nehme ich das Geld. Das ist nicht mehr als gerecht. Du wirst Dir schon helfen. Du bist ja so gescheit, Liebling. Er wird mich vielleicht heiraten. Er hat eine Glanzstofffabrik.“ Das läßt der Autor die hübsche Denise an

den „genialischen Hochstapler“ schreiben, der zwischen Menton und St. Rafael in den Luxushotels als Baron von S. sein (Un)Wesen treibt und ansonsten in diesem Büchlein hübsch darüber plaudert (und Unterricht im Falschspielen gibt), charmant, charmant! Nachdem Denise ihm das angetan hatte, ruft der betrogene Betrüger aus: „Man versetze sich in meine Situation.“ Dabei war es dann schon gar nicht mehr so schlimm; denn er war mittlerweile Lord Chesterton geworden. Aber dennoch, man versetze sich in seine Lage auf der „Insel der Circe“ an der Dalmatinischen Küste. Mylord möchten so gern eine hübsche (und wertvolle versteht sich!) Halskette, aber Mylord liebten die zarte Dame. Und sonst war nicht viel zu holen; denn es war halt nicht die Riviera. Da war man ja gerade geflogen. Und natürlich muß man standesgemäß leben. Also, man versetze sich in die Situation des armen Lords!

Die Stimmung dieses frechen Büchleins wechselt vom hellen Übermut in die makabre Verzauberung eines rauschhaften Festes. Frauen von faszinierender Schönheit und exzentrische Männer geben sich ein Teildiehin. Und zuletzt stellt sich heraus, daß die illustre Gesellschaft unter sich ist ...

Stefan Andres: **Die Hochzeit der Feinde.** Roman. — München: R. Piper & Co. Verlag. — 450 Seiten.

Die Geschichte der Liebe Luise Clairmonts zu Francois Frécourt zählt zu den reifsten Werken von Stefan Andres. Der Roman wurde mit dem Rheinischen Literaturpreis ausgezeichnet. Dieses Kapitel der Völkerversöhnung — eine Deutsche (der französische Name ist Hugonottenerbeil) wird nach dem

Ersten Weltkrieg die Frau eines Franzosen — ist stets aktuell. Allerdings wird es (glücklicherweise!) kaum Menschen geben, die bei äußerem Charme so schwerblütig sind, die sich über vergangene Schuld nicht hinwegsetzen können, die aus ihrem Gefängnis nicht auszubrechen vermögen. Als die unschuldig Schuldige endlich die Glaswände zer-

Sport

„Meine Frau ist eine tolle Sportlerin!“ sagte Herr Nieland stolz.

„Heute früh auf dem Sportplatz ist sie 5,60 Meter gesprungen! Was sagen Sie dazu?“

Herr Piep zuckte mit den Achseln und meinte niedergeschlagen: „Meine Frau hat vor 3 Tagen einen Seitensprung gemacht und ist bis heute noch nicht zurück.“

trümmert, die sie von dem Geliebten trennen, da war ihr im Grunde gar nicht wohl dabei. Nur gut, daß es Onkel Charles gibt, der mit seinem „esprit du Coeur“ allen Grübeln und allen als-ob-Philosophen überlegen ist! Nur ein Mann, der aus dem Moselland stammt wie Stefan Andres, kann diese Landschaft so kräftig und so zart beschreiben und die Menschen mitten hineinstellen. Im Gegensatz dazu steht die helle Geistigkeit der Dialoge. Es ist ein Buch für anspruchsvolle Leser, für Leser, die sich mit ihren Helden quälen wollen, die mit ihnen bangen, mit ihnen leiden und die der Ansicht sind, daß das Leben kein Scherz ist — aber daß es sich zu leben lohnt, auch wenn man einen Vater hat, der die erste Frau des geliebten Mannes in den Tod trieb und an diesem Tod unschuldig schuldig wurde.

NEUES vom Büchermarkt

Heinz von Cramer: **Die Kunstfigur.** Roman. — 1959, Köln: Kiepenheuer & Witsch. — 701 S., Ln. DM 19.80

Noch kurz nach der Währungsreform schrien wir Deutschen nach den im oder außerhalb des Landes während der Nazizeit entstandenen und jetzt im Schreibtisch ruhenden Manuskripten. Die ganze Qual einer geknechteten Intelligenz, die Summe aller Qualen — und ihre Sinngebung sollten sichtbar gemacht werden. Wir warteten, erst ruhig, dann unruhig, dann gar nicht mehr, weil uns das Wirtschaftswunder überrollt hatte und

Problemliteratur zu anstrengend war. Nun aber ist es da, das Buch unserer Vergangenheit und Gegenwart. Dieses Buch unserer Schande ist kein als Roman getarntes politisches. Es ist wirklich ein Roman, von einem, der eine Löwenpranke hat — und damit naturgemäß manches zerschlägt. Fragt sich allerdings, ob wir überhaupt in der Lage sind, dieses Werk an- und aufzunehmen; denn darin liest man nicht vom Schlafengehen, behaglich ausgestreckt. Es heißt aber, anders können wir gar nicht lesen — es sei denn

Comic strips und Boulevard-Blättern.

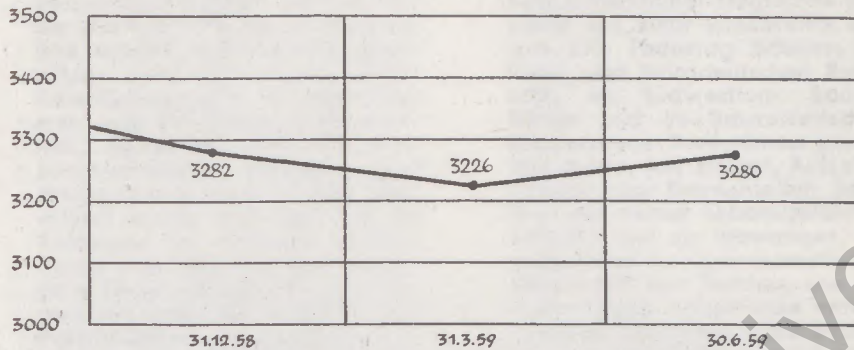
Heinz von Cramer, heute 34 Jahre alt, schrieb als 32jähriger „San Silverio“. Auch der Erstling erregte Aufsehen, wurde aber von der literarischen Öffentlichkeit rasch vergessen. Wird diese Öffentlichkeit mit der „Kunstfigur“ genau so verfahren? Dann allerdings verdient sie keine guten Bücher! In diesem Roman finden sich nämlich (fast) alle Tugenden eines begabten Autors: eine große Portion Mut zur Wahrheit, so wie sie der Verfasser sieht. Er nennt die Dinge beim Namen, wirft geheiligte Tabus um und hat eine bedeutende schriftstellerische Begabung. Das rauscht wie bei Thomas Wolfe, ist oft aggressiv und manches Mal zart. „Held“ des weitverschlungenen Romans ist der Schriftsteller John Belitz. Er ist ein Mann von Talent und Charakterlosigkeit. Er hat Erfolg, vierzig Jahre lang hat er Erfolg. Er beginnt als Dadaist, wird Volkstümpler (verläßt aber gerade noch rechtzeitig das Tausendjährige Reich), kehrt als „Demokrat“ und Umerzieher zurück. Jetzt ist er Nationalist. Weil das schick ist und Erfolg verspricht. Belitz hat immer eine Meinung, unter Umständen auch zwei, aber stets die richtigen — und darum Erfolg.

Cramers Roman ist eine hochintelligente und grimmige Abrechnung mit der „Literatur, die sich stets selbst übertröffen hat bei uns, wenn es galt, die Macht zu ergreifen und der Macht zu dienen. Angst, Eitelkeit und immer wieder Eitelkeit machen Intellektuelle zu willfährigen Handlangern unsauberer politischer Geschäfte. Aus Schriftstellern werden „Kunstfiguren““ (Manfred Dellling in der WELT.) Sicherlich ist nicht alles vollendet an Cramers Roman. Besonders im letzten Teil gibt es Passagen in sprunghaftem, unausgegorenem Reportagestil. Das könnte bei einer späteren Auflage überarbeitet werden. Im ganzen gesehen, sind das Kratzer an einer vollendeten Form. Da sage keiner, es gäbe keine Romanschreiber mehr! Cramer beherrscht die Kunst des Nebeneinanderherlaufens und des Verflechtens von Handlungsfäden. Und stets liegen den Unarten des Buches tatsächliche Mängel unseres Kulturrummels zugrunde. Kennt man nicht Fälle, in denen ein Schriftsteller unter Pseudonym ein Buch schreibt und es in der Presse als Rezensent selbst bespricht? Oder Verlegerkampf gegen Kritiker im Börsenblatt des deutschen Buchhandels? Heinz von Cramers Buch kann uns den Glauben an die deutsche Literatur wiedergeben: Wir haben neben John Belitz auch andere Schriftsteller. Und schließlich gibt es da auch einen Heinrich Böll, einen Wolf Dietrich Schnurre und eine Ingeborg Bachmann.

Joachim Besser: **Nichtübelnehmen, bitte.** Offenherzige Betrachtungen

Zahl der Beschäftigten unseres Werkes

Lohnempfänger einschließlich gewerbliche Lehrlinge



Zugang vom 1. 4. 1959 bis 30. 6. 1959

= 280 Arbeiter

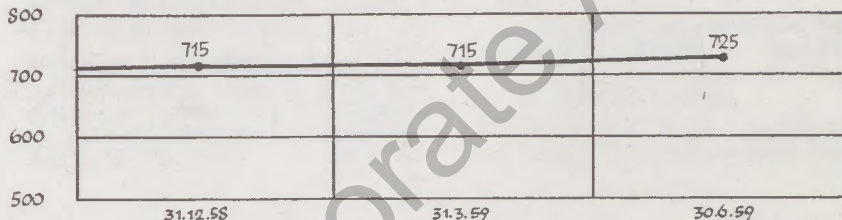
Abgang vom 1. 4. 1959 bis 30. 6. 1959

= 226 Arbeiter

effektiver Zugang

54 Arbeiter

Angestellte einschließlich kaufmännische Lehrlinge



Zugang vom 1. 4. 1959 bis 30. 6. 1959

= 42 Angestellte

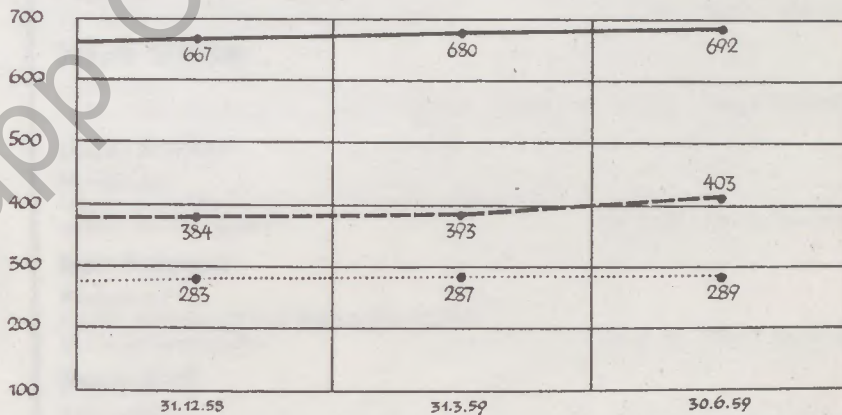
Abgang vom 1. 4. 1959 bis 30. 6. 1959

= 32 Angestellte

effektiver Zugang

10 Angestellte

Pensionäre und Pensionärswitwen



gesamt:

Pensionäre:

Pensionärswitwen:

Zugang vom 1. 4. 1959 bis 30. 6. 1959

27

(19 Pensionäre
8 Pens.-Ww.)

Abgang vom 1. 4. 1959 bis 30. 6. 1959

15

(9 Pensionäre
6 Pens.-Ww.)

Wir begrüßen alle, die als Mitarbeiter neu zu uns gekommen sind.

Unsere Bitte an alle anderen: Helft den neuen Kollegen, sich in der ihnen zunächst noch fremden Umgebung schnell zurechtzufinden.

für werdende Europäer. — Mit Zeichnungen von Wolfg. Goetze. 1959, Düsseldorf: Econ-Verlag. — 198 S., Ln. DM 12.80

Der Chefreporter der WELT, Dr. Joachim Besser, hat in dem Büchlein (weil es ein Büchlein ist, erscheint es uns zu teuer!) in 21 Kapiteln niedergelegt, was er in den letzten Jahren in Europas Ländern erfahren hat. Die Bitte, nichts übelzunehmen, erscheint berechtigt; denn Besser spießt mit spitzer Feder alles auf, was in allen Ländern lieber unter einem faden-scheinigen Mäntelchen von Toleranz und Dummheit verborgen weiterlebte. Aber er macht das so liebenswürdig, vorsichtig wie ein guter Chirurg und in seiner bekannten charmannten Manier, daß ihm einer, der etwas anderes als tierischen Ernst im Kopfe hat, tatsächlich nicht böse sein kann. Außerdem ist allein Bessers Stil Genuß. Er ist einer der wenigen deutschen Schriftsteller (und Journalisten), die in leichtem Ton ernste Dinge sagen: eine Gottesgabe, die im allgemeinen nur Engländern und Franzosen verliehen wird.

Als guter Deutscher macht Besser die Deutschen schlecht. Er schreibt: „Die (Bundes-) Länder haben den stolzen Ehrgeiz, auch zu beweisen, daß sie nicht umsonst erzeugt worden sind. Deshalb haben wir in Deutschland außer dem Parlament in Bonn noch einmal zehn Parlamente in den Ländern. Deutschland verfügt also über rund 1500 Abgeordnete aller Gattungen. Das ist ein großes Reservoir, und wir können bedürftigen Nachbarstaaten jederzeit mit ein paar Abgeordneten beispringen. Ob ein paar fehlen, merkt man bei diesem Überangebot nicht so genau. Deshalb auch wählt man in Deutschland nicht alle vier Jahre, wie in anderen Ländern, sondern eigentlich ständig. Ein Monat ohne Wahl ist kein echter deutscher Monat. Die Deutschen haben sich gesagt, daß die Demokratie auf dem Prinzip der freien Wahl beruht. Sie halten ihre Bürger deshalb in Übung. Allerdings ist bei den meisten Wahlen nicht so recht bekannt, wum es geht, aber gewählt wird dennoch. Hätten wir nicht einen Bundeskanzler, der bei jeder Wahl sagt, daß es um den Kommunismus gehe, wäre vielleicht schon manche Wahl unterblieben. Aber wie die Dinge nun einmal liegen, wählen die Deutschen immer gegen den Kommunismus und für das Christentum, und damit haben alle Bundestags-, Landtags-, Kreistags- und Kommunalwahlen ihren tiefen Sinn.“ Das wird man kaum in Staatsbürgerkunde vorlesen. Aber es ist (leider!) die treffendste Unterrichtung über unsere Verfassung, die ich kenne. Man möchte lachen. Aber das Lachen bleibt im Halse stecken. Und dann stehen da auch Dinge wie: „Eine französische Mutter spielt nicht den Teenager, ein

französischer Vater nicht den Fußballkumpel des Herrn Sohnes. Eltern in Amerika, Schweden und Deutschland werben um ihre Kinder wie Public-Relations-Chefs um ihre Kunden. Französische Eltern wissen noch, daß es eine natürliche Ordnung gibt, in deren Rahmen auch die Jungen gut gedeihen.“ Selbst wer nicht will, wird zum Nachdenken gezeugen, aber dieser Prozeß tut nicht weh. Man erfährt ferner, wie man sich als Reisender in fremden Ländern besser nicht benimmt und wie andere Leute wohnen und daß Anpassung nicht mit Aufgabe der Persönlichkeit gleichzusetzen ist. Europa wird nämlich erst noch gezimmert, und muntere Reden beamteter Europäer auf Festbanketten beinhalten gar nichts. Erst muß „die geistige Einheit vorausgehen, ehe die Politiker hinterherhinken können. Sie sind immer langsam. Zwar fühlen sie bekanntlich der Zeit den Puls, aber mit ihrer Zählkunst ist es nicht weit her.“

Peter Lotar: **Friedrich Schiller.** Aus seiner Dichtung, Briefen und Zeugnissen der Zeitgenossen. — Stuttgart: Scherz & Goverts Verlag. — 340 S., Ln. DM 11.80

Zu den bekanntesten Funkautoren zählt der in Prag geborene und in der Schweiz wohnende Peter Lotar. Auch seine Schiller-Biographie entstand aus einer Sendereihe, die zum 150. Todestag Schillers im West- und Norddeutschen Rundfunk, im Südwestfunk Baden-Baden und im Schweizerischen Landessender Beromünster gesendet wurde. Aus Briefen, Aufzeichnungen und Dramenteilen Schillers und seiner Lebensgefährten entsteht hier ein lebendiges, anschauliches, ja eigendramatisches Lebensbild des Dichters, das gerade jungen Leuten eine hervorragende Einführung in die Gedanken und Genieblitze des viel zitierten und wenig gelesenen und ob seines Pathos verschrieenen Dichters gibt. Bei Lotar ist alles Übersteigerte, das einige Interpreten in Schiller hineingelassen haben, weggewischt. Es bleibt der echte, leidende und der lebendige Schiller.

CONSTANCE-Strickmoden u. Handarbeiten (1959/60). — Hamburg: Constanze Verlag. — 4^o, 116 Seiten, brosch. DM 3.50

Das ist einmal ein einfallsreiches (und gut gedrucktes) Heft! Neben

Durch den Tod gingen von uns:

August Michels

Pensionär
früher in den Allgemeinen Betrieben 6. 7. 59 Werk Oberbilk

Jakob Stürtzer

Pensionär
früher Kranführer in der Mechanischen Werkstatt 6. 7. 59 Werk Reisholz

Julius Becker

Pensionär
früher Kranführer in der Siederohradjustage,
später im Werkschutz 14. 7. 59 Werk Reisholz

Karl Pröpper

Pensionär
früher Meister in der Bauabteilung der
Erhaltungsbetriebe 19. 7. 59 Werk Reisholz

Peter Moll

Pensionär
früher Kranfahrer im Martinwerk 21. 7. 59 Werk Oberbilk

Jakob Smeets

Pensionär
früher in der Mechanischen Werkstatt 10. 8. 59 Werk Oberbilk

Franz Bey

Pensionär
früher Dreher in der Mechanischen Werkstatt 11. 8. 59 Werk Oberbilk

Franz Nitsch

Schlossermeister in der Rohradjustage IV 4. 9. 59 Werk Reisholz

An den Folgen eines tragischen Betriebsunfalls verstarb am 15. Juli 1959 im Krankenhaus

Baldur Doege

Elektrostahlwerk

Wir werden ihnen ein ehrendes Andenken bewahren.

den Strickvorschlägen für Frauen (und neuerdings Männer!) finden sogar die Papas Anleitungen zum Modellieren von Kasperle-Köpfen in einer neuartigen Kunststoffmasse und zum Bauen von Kasper-Theatern.

Das Heft gibt sich betont modisch: ausdrucksvolle Muster in zarten Pastellfarben, kleine und große Kragen, Handstrickgarne aus Chemiefasern. Neuartig sind auch die Schlingenwollen, die den beliebten Bouclé-Effekt vortäuschen. Der Strickmodenteil zeigt Kleider, Mäntel, kleine Pullis zum Kostüm, zu Jacken und Sommerkleidern und auch sommerliche Pullover (fürs nächste Jahr). Sechs Seiten bringen bestrickendes Gestricktes für den Wintersport. Eine Doppelseite mit Strickmoden für Vater und Sohn leitet zum Kinderstrickteil über, der mit 52 Baby- und Kinderstricksachen recht umfangreich ist.

Der Handarbeitsteil beginnt mit Stickereien auf Leinen und Batist. Interessant das Sticken in Halbstich bei Gobelin-Stickerei. Sogar zu Teppichknüpfen und Lederarbeiten wird der Leser angeregt. Wir haben mehr Freizeit — nutzen wir sie zu schöpferischer Tätigkeit!

CONSTANZE-MODE für Herbst und Winter 1959/60. — Hamburg: Constanze Verlag. — 4^o, 202 Seiten, brosch. DM 3.80

Wer dieses gut zusammengestellte und typographisch sauber ausgestattete Heft in Händen hält, stellt fest, daß in dieser Saison Pelz regiert — Tag und Nacht: Tagsüber an sportlich geraden Mänteln und Kostümen mit überwiegend langen Jacken, nach Tisch an schmalen Nachmittagskleidern und nach Sechsen endlich als verführerischer Kutscherkragen (wie die neue Pilz-Linie es befiehlt!). Das A und O der Saison sind aufregend schöne anschnieg-same Stoffe und klare Linien. Man trägt wieder Stil. Es herrschen die Farben Rubin (rot), Amethyst (violett), Turmalin (blau), Malachit (grün), Smaragd (dunkelgrün), Goldtopas (gelb), Achat (braun), Silber (grau) und Onyx (schwarz). Die Taille wird mit schmalen Bändern oder breitem Gürtel betont. Neben Cocktail- und kurzen Abendkleidern feiert das große Baillkleid sein Comeback. Mäntel, Jacken und Hüte lassen sich von beiden Seiten tragen. Praktisch für die berufstätige Frau! Das vorliegende Heft versetzt den Leser ferner rasch nach Paris, Rom, Florenz und Berlin. Er darf sich an den interessantesten Modellen der dortigen Couture erfreuen. Zum Selbstschneidern verführen siebzehn Seiten Simplicity-Schnitte und Bogenmodelle. Nicht zu vergessen, wie jedes Jahr, die Einkaufstips. Da die neue Linie so „tragbar“ ist, stehen die Accessoires im Vordergrund. Man darf sich den Constanze-Ratschlägen anvertrauen.

Aus der Personalabteilung

Ernannt wurden

Dipl.-Ing. Erhard Thon ab 1. August 1959 zum Assistenten des Leiters unseres gesamten Rohrwerkes.

Ing. Theo Lachmann ab 1. September 1959 zum Betriebsleiter der Reduzierwanzwerke innerhalb der Betriebsabteilungen Rohrwerk.

Ernst Schmidt ab 1. September 1959 zum Meister für den Rohrkordanbetrieb innerhalb des Rohrwerkes.

**Wichtiges
mit wenig
Worten**



Eine Brücke für die Brückenstadt

In unserer Nachbarstadt Duisburg führen Brücken über Rhein, Ruhr und Emscher, über Stadtautobahnen, Fernstraßen und in den Tierpark. Duisburg ist eine Stadt der Brücken. Die letzte stammt von der Brüsseler Weltausstellung 1958. Die Wirtschaftsvereinigung Eisen- und Stahlindustrie hatte das eigenwillige Bauwerk gestiftet. Es führte vom allgemeinen Ausstellungsgelände in die deutsche Sektion. Nach Beendigung der Expo übereignete der Bundesminister für wirtschaftlichen Besitz die Brüsseler Brücke der Stadt Duisburg. Hier ist sie Verbindungsglied zwischen dem Tierpark diesseits und jenseits der Autobahn. Der ragende Pylon erstrahlt bei Dunkelheit in gleißender Helle — ein leuchtendes Wahrzeichen für eine stählerne Landschaft.

Dieses Bauwerk ist ein gutes Beispiel für „gestalteten Stahl“: eine asymmetrische Seitenträger-Brücke mit Einzel-Pylon und parallel geführten Schrägseiten, Hohlkasten-Versteifungsträger und einseitig ausragender Gehbahn, von rund hundert Metern Länge. Die Brücke ist vollkommen geschweißt. An der Wandung des Pylons berichten Daten über Werdegang und Charakter. Der östliche Ausgang zeigt Bild Darstellungen aus Betrieben der Eisen- und Stahlindustrie. Sie hat heimgefunden, die jüngste Brücke der Brückenstadt Duisburg; denn der Stahl, aus dem sie gemacht ist, stammt von Ruhr und Rhein.

DER SPESSENKREUZER

Heini fuhr mit einem chromglänzenden Straßenkreuzer vor. Ich war baß erstaunt und fragte: Wem gehört der tolle Wagen?

Mir natürlich!

Bezahlt?

Anbezahlt!

Mit wieviel?

Mit drei Mark.

Bist ja verrückt.

Mein großes Ehrenwort!

Erkläre!

Heini holte tief Luft und begann: Ich habe als Angehöriger der Steuerklasse I endlich mal was gebraucht, mit dem ich tüchtig Spesen machen konnte. Deshalb entschloß ich mich, mir einen Straßenkreuzer zuzulegen. Zunächst habe ich mir ein Schnurrbart-Haarwuchsmittel gekauft.

Aber du hast doch keinen Schnurrbart.

Aber damit habe ich doch den Wagen anbezahlt.

Ich wurde ärgerlich.

Heini beschwichtigte: Hör' doch richtig zu: Das Schnurrbart-Haarwuchsmittel kostet zwanzig Mark, anbezahlt hab' ich dafür drei Mark. Um zehn Mark habe ich es weiter verkauft an meine Schwiegermutter.

Als Schnurrbart-Haarwuchsmittel? fragte ich.

Nein, als Schlankheitskur.

Ich gewann Spaß an der Sache. Weiter!

Mit den zehn Mark habe ich einen

Fotoapparat im Wert von hundert Mark anbezahlt.

Und dann?

Dann habe ich den Apparat um 50 Mark weiterverkauft.

Und dann?

Mit den 50 Mark habe ich einen Staubsauger im Wert von 200 Mark anbezahlt.

Und dann?

Dann habe ich den Staubsauger um 100 Mark weiterverkauft.

Und dann?

Mit den 100 Mark habe ich ein Motorrad im Werte von 1000 Mark anbezahlt.

Und dann?

Dann habe ich das Motorrad um 500 Mark verkauft.

Und dann?

Mit den 500 Mark habe ich einen Kleinwagen um 3000 Mark anbezahlt und um 2000 Mark weiterverkauft. Und mit den 2000 Mark habe ich dieses Luxuskabriolett anbezahlt.

Ich holte tief Luft und sagte nachdenklich: Eines versteh' ich nicht an der Sache!

Was denn? fragte Heini obenhin.

Die anderen Artikel, die du verkloppt hast, sind doch alle nur anbezahlt. Woher willst du denn das viele Geld nehmen, wenn die Gläubiger kommen?

Heini lachte unbekümmert: Nichts einfacher als das — dann brauche ich ja bloß meinen neuen Wagen zu verkaufen!

